TAGE DER FÜLLE

GEDICHTE V. KARL RÖTTGER

TAGE DER FÜLLE

Neue Lieder und Landschaftsgedichte und der Kreis des Jahres

KARL RÖTTGER

CHARON-VERLAG
Groß-Lichterfelde
1910

AUF EIN KIND.

I.

Dies sag ich leise in die Dämmerung . . . .
Dass du's nicht hörst und niemand kennt
Das Lächeln, das dich liebreich nennt —
Und deine Seele — tief, kühl, jung . .

Dies sag ich hin, wie leise Stimmen
Der Sternennacht, wie Traum verhauchend,
Wie Strahlen, in das Wasser tauchend,
Wie Düfte, die im Wind verschwimmen . .

Nun liegt schon zwischen uns die Zeit,
. . . Dein Lächeln aber scheint noch immer,
Dein Blick . . . gross, wie ein grenzenloser Schimmer
Still wandert durch die Ewigkeit . . . .

II.

Ich liebe dich wie eine Blüte
Des Frühlingsmorgens und mir bangt
Vor deiner reinen Kindergüte,
Die mir mein Lächeln lächelnd dankt.

Ich hab so tief in mir getragen,
Was mich so tief bewegte und

Aus deinen kinderjungen Tagen
Zwitscherte mit so süssem Mund.

Ich will dein lieblichstes hinsingen,
Die Schönheit deiner, ungesehn —
Ich fühle deine Stimme klingen
Und mit mir durch die Tage gehn.

III.

Du bist dir noch so tief verborgen,
Dich sah wohl niemand je — wie einen
Verwunschenen, verborgenen Garten.
Du weisst nicht mal dein Hoffen, Warten,
(— Im Abendlicht und vor dem Morgen —)
Ich aber fühle aus dir scheinen

(Wie eine Landschaft schön im Licht)
Dein ganzes Sein. Ich bin der eine,
Der dich erkannte, dessen Wort
Leis an dich tastet. Aber deine
Seele weiss noch sich selber nicht
Und ich geh leise von dir fort.

IV.

Du bist so tief aus Gott geboren,
Schuldlose Seele, die uns lächelt,

Gottes Vollkommenheit herfächelt
Aus seiner Tiefe. Und mir ist
Ein ewges Wunder, dass du bist.
Dein Lächeln aber predigt tauben Ohren.

Denn dieses wog ich lang bei mir im Stillen
Allein — und bin erschreckt von meinem Denken:
Du bist der Heiland Kind; — und ohne Willen
Tust du dein Lächeln und dein Sein verschenken,
Das ohne Sünde ist . . . und schuldlos reift —
Und das gekreuzigt wird, weil niemand es begreift.

DIE STILLE SPRICHT:

Neige dein Ohr: denn ich singe
Wie im Schlaf Worte und Melodie —
Ich bin die Sprache der Dinge,
Die wie vergangen sind, die

Nur noch wie Traum und Sage
Verlassen im Abend stehn,
Als würden sie keinem leuchtenden Tage
Wieder ins Auge sehn.

Ich bin die Stimme der Dinge,
Die eingeschlafen sind

Hinter verrauschter Schwinge
Des Dämmerabendwinds.

Ich bin die monotone
Stimme, die Dunkles webt —
Die fremde Stimme, die ohne
Sinn, *Z*weck und Ziel verschwebt.

Ich bin die Stimme des Schweigens
Tief aus den Dingen, die blind
In Stunden des Stirneneigens
Einsam-verlassen sind.

I.

(Schweigen.)

Das Schweigen schwamm und schwebte, war wie ein
Verklingender, verschwingender, ein Ton,
Der nicht mehr ist und doch in allen Dingen
Noch weiter träumt. (Denn Gleichgewicht der Stimmen
Ist Schweigen.) Und es schwebte, schaukelte,
Und aller Stimmen, Dinge Angesicht
Hauchte klar in die grosse dunkle Blüte.
Die schaukelte, die schwebte, schwamm. Ein Ton
Wie alles Lebens Einklang, Ausklang schwang
Aus ihr sich hoch: so schwieg das Schweigen.

Da überschlug ein Ding sich. Eine Stimme rollte
Heraus und überschrie des Schweigens Gleichgewicht.
Da senkte sich die dunkle Blüte tief
Ins Dunkel und verschwand. Da kam das Licht
Und überherrschte alles Dunkels Gleichgewicht.
Da überschrie ein Ton den andern. Alle herrschten —
So stand der Tag auf, und war laut und roh
Vom Stoss und Schlag. Vom Lärm und Herrschenwollen
Des Einzelnen, der Stimmen, Dinge, Menschen.
Da schwieg die Seele und verblasste ganz.

II. (Melodie.)

Da ward ein Ton ganz leise
Geboren aus dem Nichts,
Der schwebte, dass ihn weise
Die Hand des ersten Lichts

Mit einem zarten Gleiten
Als wie ein Strahl so schlank
Zwischen den Dingen und Zeiten,
Ein wiegender Gesang.

Das war wie eine Reise
In einem fremden Land
Zwischen den Dingen leise
Und Stimmen — und da fand

Der Ton verschwiegene Wege
Zwischen dem Lärm und der Ruh,
Floss hin, auf dass er sich lege
Ins Dunkel und decke sich zu —

Und schwieg. Das Singen bebte
Im Lärm und Schweigen noch nach,
Verduftete, verschwebte —
Still. Und die Stille sprach:

„Wie nun sich leise neigen
Stimmen und Dinge und
In leises Dämmern steigen
Und schliessen Auge und Mund.

Nun wird das Schweigen geboren,
Des Daseins Gleichgewicht —
Nun schliessen des Lebens Tore,
Nun löscht das letzte Licht.“

LINDENHOF.

I.

Und eine helle Bimmelglocke auf dem Dach
Des Herrenhauses klingt auf einmal an.
Durch gelbe Sommerstille eines Gutshofs, bing, bing, bang,
Viermal, sechsmal pinkt und pankt ihr Klöppel

Durch die Stille — und ein Hund schlägt an.
Hühner gehn in Reihen übern Hof auf ihren „Wiem"
Hoch die Leiter überm Stallgebäude.
Tauben gurren auf dem Dach und vor dem Schlage,
Schwalben stossen pfeilschnell um den Giebel,
Und mit schwerem Schritt geht eine Magd
Aus dem Herrenhaus zum Melken nach dem Stall,
Eimer schlenkern ihr in Händen —
Eine Miesekatze folgt ihr lautlos nach.

Wieder Stille. Nur der Brunnen singt
Leis im Hof in einen steinernen Trog:
Leises Wasserplätschern, gleich und gleich.

II.

Fenster stehen auf am „Herrenhaus"
An der grünberankten „Gartenseite" —
Fenster in der Sonne glühn ins Weite
Ueber grüne Büsche hin —
Eine Stimme singt und summt
Eine halbe Melodie, verstummt,
Und zwei Augen träumen in den Garten —

An der „Gartenseite", wo der Efeu an den Wänden rankt
Dunkelnd dicht,

Wo im Gegenabendsonnenlicht
Schwer die Reihe der Platanen leis im Winde schwankt. .

III.

Und von einer Harke übern Kies
Quarrt es hinter Büschen her.
Die Komtesse hebt sich langsam schwer
Aus dem Sessel, steigt die Treppe
Der Veranda in den Garten. Und sie geht
All die einsamen, die vielverschlungnen
Wege — wo der Flieder steht,
Duft von Jasmin und Akazien sie umweht,
Träumend geht sie die so wirr geschlungnen,
Wege, summt sie all die kaum gesungnen
Lieder — und im Kies rauscht ihre Schleppe. . .

IV.

Und die Einsamkeit hält sie gebannt,
Ihre Augen sind so träumend matt,
Blicke gehen langsam leise. . . .
— O bis in die Welt ist eine lange Reise — — — —
Traurig fühlt sie, dass ihr Herz und ihre Hand
Alle lauten Tage fast vergessen hat. —
Eine grosse Spinne spinnt sie ein,
Webt ein Netz um sie aus blauem Rauch —

Weit schon hängt es hin um Baum und Strauch,
Blaugrau schimmerts noch im Abendschein. . . .

V.

Und nun wird der Garten schwer.
Dichtes Dämmern (dunkles Träumen)
Kommt aus Ungewissem her,
Steht auf Wegen, füllt die Räume

Zwischen den versteinten Dingen,
Blumen, Strauch, und Baum, verbunden
Von dem Frösteln später Stunden.
— — — — — — — —
Und nun schweigt das letzte Singen. —

Ach wie ist nun schwer zu schreiten
Auf verlassnen, fremden Wegen,
Da sich Schatten weithin breiten
Und die Dinge stehn und schweigen . . . .

Hinter Fenstern nun ein Glimmen —
Fangen Lichter an zu scheinen —
Auf dem dunklen Abend schwimmen
Fluten Lichts . . . . Komtesse steht
Da wie eine bettelfremde
Frau, nimmt ihre weissen Hände
Vors Gesicht. Und fängt leis an zu weinen. . .

VI.

Sie geht die leisen Schritte der Träume,
Sie geht durch Säle und Zimmer mit dem leisen
Wehen und Flüstern der Seele, die schweben kann.

Sie ist der leise Ton, der alle Räume,
Des Schlosses aus totem Bann
Hebt — — eine Weile nur. Dann

Sind sie wieder gestorben. Sie aber geht
Weiter durchs Schloss. In den Korridoren,
Wo Schatten bei Schatten hinter Balken steht,

Hinter Pfeilern — — knarrt wohl ihr Schritt
Und geht verloren
(Wie die Geräusche, die aus dem Schweigen
Aufschrecken — — [und niemand weiss: woher — —]
Und verklingen. Man wartet, horcht: leise — —
Aber die Stille atmet nicht, schweigt, lastet, bleibt leer. . .)

VII.

Die Uhren gehn in den Zimmern,
Sie gehn durch tote Zeit,
Sie ticken wie Hammerschläge auf Eisen,
Sie wollen die Stille zertrümmern,
Die aber steht schwer und breit,

Steht und wankt nicht.
Komtesse am Fenster sieht in den grauen Tag,
„Grauwolkenhimmel“ steht ehern still
Ueber dem Garten. Da fröstelt das Grün, —
Erstes Spinnweb liegt über dem Blühn
Des September — — Capern, Georginen,
Herbstrosen, Astern.

Und in den Glyzinien
Am Hause raschelts. Komtesse lehnt
Ihr Gesicht an die Scheiben. Alles so still, —
Und ihre Seele so ruhelos
Wie vor dem Weinen. — Bricht ein Sturm los?
Es ist: als ob etwas geschehen will. . . .

Es tickt. Es hämmert. Wie Eisenschläge,
Wie auf das tönende Haupt der leeren
Hohlen Zeit mit geregelten schweren
Schmiedehammerschlägen.
Ihr Herz fängt schon zu tanzen an,
Es krampft sich zusammen. Die Finger krallen
Sich an das Fensterbrett. Fluten Lichts
Schiessen vorüber, — sie schwankt. Ein Lallen.
Sie hört die Wände und Pfeiler krachen —
Sie stürzt. Röcheln. Ein Schrei schwillt an,

Kreischt und verhallt. — Langhin liegt
Die Komtesse und lacht das Wahnsinnlachen.

Zwischen den Dingen — —
Schwebt mit Leib und Seele, was ich mein nenne:
Fühlendes Bewusstwerden meines Lebens,
Zwischen den Dingen ist meines Mundes Atem,
Meiner Seele Traum,
Meines Lieds Hauch . . . .
Wenn ich singe, sing ich die Zwischenheit:
Das nie von den Menschen gesehene, zwischen den Dingen,
Was der Finger des fremden Geists schreibt
In die Luft zwischen da und dort in das Licht,
Was der stille Mund haucht, was hilflos
Von Ding zu Ding herüberhaucht: dass es sei
Und doch nicht ist. Es ist Not meines Lebens,
Dass ich hören muss und sehen: Reich zwischen Dingen
Hängend in leerer Luft — Unbegreiflichkeit —
Schwebende Schönheit, die doch meiner Tage bewusstloses,
[sinnloses Gleiten stört —
Und das zwecklose Sein — — und sichre Geniessen . .!
Diener des Geists und der Geister, tu ich das schwere
[Werk: Glück-Not.
Zwischen den Dingen hängt mein Leben wie Spinnweb —

Zwischen den Dingen bin ich daheim: „Geist und Element“...
— — — — — — —
Wo zwischen den Dingen
Sich Seelen begreifen, fassen, lassen, nur ahnen:
Fängt an der Wahnsinnn des Sehnens . . . .
Wo Stimmen einander ihr Reich und ihr Schweben und
[Gleiten zurufen
(Wie auf See in der Nacht: Schiff zu Schiff):
Wird dies geboren: Ahnung der tausend Reiche —
Zwischen den Dingen —
In des ganz unbegreiflichen Ineinanderverwobenseins
Aller Reiche. . . . Und die Schwermut:
Immer allein zu sein bei mir und nie bei dem andern. . . .
— — — — — — — —
Hast du je auf breitem Schneefeld [himmel — —
— Oder die Welt überschwebend unter dem Nacht-
Die mundlose Stimme gehört, den Ruf, den Ton,
Eines Menschen, oder einer Welt Stimme; schon fern
Der sie sprach: und die Sehnsucht kam dir: [dem Leib,
Diese Stimme ganz zu verstehn, ganz zu wissen,
Das Reich ihres Lebens zu kennen:
Einzugehn [zu sein,
In ein neues, ein anderes — und nicht mehr getrennt
Nicht mehr allein zu sein
Zwischen den Dingen oder in den Dingen —

Und horchtest der Stimme nach, die eines Freundes Stimme
Oder eines Fremden Stimme zu sein schien:
(Das sei gleich: eine Stimme,
Die du zu erkennen dachtest — um über dich hinaus
Und ausser den Wänden deiner Zwischenheit zu sein —)
Und du tauchtest abwärts in diese Stimme
(Zwischen den Dingen) und erkanntest sie fast
Durch dein innbrünstiges Horchen — —
— Doch da verklang sie schon und liess dich allein.

I.

Und in dein Schlafen sprach noch durch die Nacht
Das Meer mit einer Stimme gross und voll,
Und manchmal bist du träumend aufgewacht —
Und manchmal hast du wie im Traum gedacht
— Der Stimme horchend — was dein junges Seelchen
[werden soll. . . .
Und manchmal fiel ein Regen in der Nacht,
Der monoton durch Wände, Fenster scholl —
Und sich verlief. . . Und zwitschernd fielen sacht
Noch ein paar Tropfen, deren Stimme quoll

Süss auf . . . Und schliefen dann im Dunkel ein . . .
Dahinter sprach das Meer so gross, allein,

So weit, so ewig, ausser allem Raum,
Und floss und sprach, glänzend um deinen Traum,
Wie um die Insel... Lächelnd schliefst du ein. —

II.

Das Meer, das Meer hat eine leise Hand
In leisen Morgen- oder Abendstunden.
Und wenn es leise streichelt übern Sand,
Und tastet leis herauf den nackten Strand
In leisen Morgen- oder Abendstunden —:

Das ist die Hand, die weiche Riesenhand,
Die Liebe sehnt... Und sehnt in blindem Fühlen
Das fremde, andere, das zarte Land
Mit seinem kühlen Blute zu umspülen.

Das Meer, das Meer hat eine Kinderhand,
Hast dus gefühlt, wenn deine niedertauchte?
Da klopfte Blut an Blut, wenn Hand in Hand
Ruhte; und wenn die Seele in die Seele hauchte...

III.

Denn einen Atem hat das Meer, das Meer
Aus einer grossen Seele, einen Hauch...
Aus Gottesmund; von Ungeheurem schwer;
Aus unsagbaren Tiefen, Höhen her —
Und einen zitternden und Glanzgeruch. — —

IV.

Das Meer ist blind, aber sein Auge glänzt,
Das Licht strahlt drüberhin; die Träne flimmert,
Und über seinem dunklen Kleide glimmert
Der Tag, die Nacht — — und sind bereit zu dienen
Dem Dunklen mit den weitgedehnten Mienen.

Der Morgen und der Abend aber kränzt
Es ein mit Rosenlicht. Aber das Meer
Weiss seine Einsamkeit und trägt sie schwer. . .

V.

Es trägt sie schwer. . . Und in den blinden Nächten
Schwillt seine Stimme wohl zum Toben an.
Weltdonnern überbrüllt in blinden Nächten
Das Lied der Mütter, die den Faden flechten. —
Das Lied des Kindes, das nicht weiter kann,

Und schweigt. . . Und in das grosse Meeresrollen
Und in das Dunkel starrt es und weiss nicht
Das Fremde, das aus Urweltweiten spricht —
Und ein paar Tränen sind im Blick gequollen.

VI.

Am Morgen gingst du lächelnd an den Strand —
Am Morgen in der blassen, weissen Frühe,
Des Nebels, der vor dir wie Mauern stand.

Und dann, als ginge dir vom heitern Mund
Ein Wunder, (dass die graue Welt erblühe)
Wurde das Land, der Nebel leise bunt.

Wie Schimmerhand sahst dus im Nebel schwimmen
Und hoch und tief und schneller sich verschlingen —
Goldstreifenband und Licht und Glimmen.

Da war es Tag. Du sahst die Weite an —
Und unhörbar war da dein Schrei und Singen
Aus deinem Lächeln: „O das Meer liegt aufgetan —"

— — — — — —

Was deine junge Seele werden soll —
War oft dein Sinnen und ein Traum verborgen
So tief in dir: wo all dein Denken quoll —,

Das Ungewisse und das erste Fühlen —;
Das Wunderahnen und beglückte Atmen,
So sanft begleitet von der Hand, dem kühlen

Hertasten aller Wellen an den feuchten,
Weissgrauen Inselstrand; wo du im Winde,
Im Dufte standest und im Glanz und Leuchten.

Da lebte deine Seele tief ihr Leben —
Und war so ganz versenkt und schlafend noch
Und wie das Meer sich selber hingegeben;

Und hörte schön in ihre Stille klingen
Die leise Hand des Meers und seine Stimme,
„Hauch Einsamkeit“ und Lichtes seidnes Schwingen;

Und atmete das ungewusste ein:
Das dunkle Wissen, dass wir alle schwimmen
Im Ungewissen; dass sich jedes Sein

Nicht kenne. . . Und in deinem grossen Schauen
(— In stofflos, formlos, blaugoldstille Ferne —)
Ahnst du das Ewge auf dich niedertauen. . . .

DER INSELN ZWEITER TEIL.

I.

Ich sehe hinter eines Vorhangs Falten,
Der leise schwankt im Abendwehn:
Kommen mit leisen Schritten die Gestalten
Und bleiben stehn — und gehn —
Und schwinden hinter Falten. —

Und Inseln tauchen auf, von Gold und Grün
Der Sonne und des Meeres glanzumflossen,
Und Bäume, Blumen sind empor geschossen
Im Augenblick und fangen an zu blühn.

II.

So aus der Flut der grossen Abendstille
Stieg manchmal inselgleich ein Ton, ein Lied
Und schwamm — wie zartes Rot, wie Duftes Fülle —
Wie eine Blume, die auf Wassern blüht. —

Indess ich lag (im Fenster) atemlos
Und staunend horchte und die Welt versank
Tief unter mir, im blauen Schoss
Der Stille und der Nacht. Ich lag und trank

Den Duft des Liedes und der stillen Blüte,
Die auf der Stille schaukelte und langsam schwieg, —
Verduftete, verhauchte und verglühte
Und in das blaue Schweigen langsam niederstieg.

III.

Und vor meinem Blick im Abend, dicht,
Standen Stille und Dämmer, die Schweigenden,
Sie waren gekommen — sie schreckten nicht,
Sie liessen alles — sie kamen herein
Ins Land, sie hüllten dicht
Alles ein.

Doch Kinder und Dichter sind die sich neigenden
Vor der Stille — und allem Namenlosen.

Es war, als ob mich etwas führte
Mit leiser Hand, — und schweigend sass
Ich dann hinter den Hecken im Gras
Der Wiese vorm Abendhimmel, der blühte noch
Und glühte wie Rosen.

Ich sass, sann und versank. Vergass
Mich und die Welt. Wie Gotteshauch
Ging über mich hin ein Abendfächeln —
— Mein Mund, mein Auge, sinnloses Lächeln. —

IV.

Und dann sind dir die kleinen Gärten wieder nah,
Die sich die Armut schuf, damit ein Hauch
Der Schönheit auch bei ihren kleinen Häusern sei.
Ein Rasenplätzchen, Kinder spielen da —
Zwei Goldlackstauden und ein Rosenstrauch
Und blauer Eisenhut blüht da im Mai. —

Dies ist nun schon so fern. Und steht doch klar
Mit allem Duft, der leis das Herz noch rührt,
Vorm Abendhimmel, wo die Sonne meerwärts fällt,
O Kleinstadt-hauch, o blauverhangne Welt —

Und ist kein Weg, der in die Gärten heimwärts führt,
Wo unterm Rosenstrauch im Rasen — o das Glück doch war.

V.

Und Tage flossen hin in Regenschauern
Trübschwer und dunkel — monotones Singen.
Der Abend liess sich nieder, seine Schwingen
Umschatteten die grauen Kleinstadtmauern. —

Und matte Lichter fingen an zu scheinen
Und zuckten, und vor ihrem Glanz
Waren die Tropfen Silber-glitzertanz —
Und meine Augen fingen zwecklos an zu weinen.

VI.

Und Frühlingsmorgen stiegen aus dem Tau
Wie nackte Mädchen aus der Flut mit Singen.
Endloser Himmel breitete sein Blau
Hin über die Berge, Gärten, die voll Tau
Wie Blüten hingen.

Und Bäume standen gross, die Blüten dicht,
Als wären sie mit Wolken weiss behangen.
Im Zartgrün zitterte das junge Licht
Mit tausend Vögeln und die sangen, sangen

Das Frühlingsgotteslied, das ohne Ende,
Das ohne Anfang ist und ohne Sinn —
Und wie verzaubert ging ich durch den Morgen hin
Und fühlte, dass ich meines grossen Staunens Ziel
[nicht fände. .

VII.

In jenen blauumflossnen Kindertagen
(Wie Meeres-glocken klingt es leise her)
Hab ich das Glück, die grosse Blüte, schwer
In meinen schwachen Kinderhänden schon getragen. —

Ich habe da mein Leben vorgeahnt
Im Traum, in den Versunkenheiten
Verachteter Tage, dumpfverbrachter Zeiten.
— Aus denen meine Sehnsucht Weg gebahnt —
Bis her zu mir. Und da ich dich gefunden,
Bist du die Insel mir im Meer der leeren Stunde. —

VIII.

In jenen Tagen sah ich dich und alle andern,
Ich bin an vielen Gittern hingegangen,
Dahinter ganz vertraute Stimmen klangen —
Man rief mich nicht herein. Zweckloses Wandern.

Doch war viel Liebe um mich — und ich wusst es nicht,
Und Blicke folgten mir, die ich vergass —
Und Worte waren, die die Güte sprach,
Indess ich wie erfroren sass und sass
Am Tisch und sann und horchte hin, auf irgendwas —
Das noch nicht war. —

IX.

Noch einmal träum ich von dem Wiederfinden —
Und von der Heimkunft aller Liebe, Güte —
Ein Tag soll kommen, alle zu verbinden,
Die Hass, Angst, Stolz und Missverstehen trennte. . . .
Sie sollen stehn beisammen — in den Händen
Ein jedes eine grosse weisse Blüte,
Und sollen Fülle Lächelns schön verschwenden.
Ich träume von dem letzten Wiederfinden.

Ich träume noch von Schönheit, vom erfüllten,
Verborgnen Ahnen; das, verkannt, gering,
Grau, durch das Leben leise ging —
Gestilltem Durst, der sich vergessen hat
Und satt ward an den grünen, kühlen Quellen —

Es ist ein Grund im Bergwald schattentief,
Es stehen Tannen dunkel an den Wänden —

Ein Tag soll kommen, alles zu verbinden — —
Geliebte, ihr seid alle da, in Händen
Die Blüte, weisse — : Symbol weiser Güte.
Dies ist das letzte, schöne Wiederfinden,
Das habt ihr alle in den Nächten vordem lang gespürt —
Euch hat der Vogel Oeti hergeführt,
Der ungesehn durch euren Traum sein Märchen rief . .

MEINER MUTTER (zum 17. Mai 1910.)

Ich meine oft, du müsstest allen Frühling
So grenzenlos liebhaben wie dein Sohn . . . .
Du, die du deiner Mutter in den lichten Mai
Geblüht bist. —
Nun die Jahre schwer
Ueber dich hingegangen sind — und vieles Schicksal
(Schicksal des kleinen Lebens — aber gross) dir kam,
Kannst du auch manchmal lächeln in das Licht,
Das dir spät scheint . . . . O es ist Mai —
Wie ein sehr späte aufgegangnes Licht
Kommt alles Glück dem Einsamen . . . . .
(„ O kommst du noch — ich meinte fast,
Es sei nicht Not mehr; doch nun bist du da . . . .“)
— — — —
Ich denke manchmal, wie ich dich

In unsrer Sonntagstube weinend sah
— Und doch war Sommer, Sonne, Grün und Vogelsingen —
Ich habe mich hinausgeschlichen, bang vor Scham ....
So unbegreiflich ist das Leben uns. Und man vergisst
Es doch zuletzt.

Ich weiss (du brauchst es nicht zu sagen):
Ich hab euch allen manchmal weh getan, doch weher mir.
Und war doch alles Ungeschicklichkeit und ohne Zorn
[und Hass,
Ich, der Gequälten einer. Und gequält von mir
Mehr als von euch, die ihr ja lieb sein wolltet. —

Und in der Haide
Erlebt ich erstmals meinen Frühling ..... Da im Mai
Hab ich an dich gedacht und deinen Tag,
Da ich dir Blumen, Brief und Dankbarkeit
Heimsenden wollte — und es dann vergass .....
Und kam zu spät mit alledem ... Oh ich kam oft
Und vielerorts zu spät. Und tat oft weh
Den andern, wo ichs doch nicht wollte. Seid ihr mild!
Denn der Gequälten einer bin ich, und allein.

— — — —

Könnt Ihr euch denken, dass die Zeit gross ist — und
[Morgenrot

In deinen Abend strahlt? Vom schweren Werk
Hören die Ohren (so sie hören können)
Das Pochen, das ein Herzenspochen ist
Aller Gequälten, die die Zukunft schaffen . . . . .
Ist schwere Zeit — und Not allein: nicht feig zu sein;
Zu bleiben, auszuharren und zu siegen . . . . .
Du, deines Kindes Glück ist seine Not. — —
— — — —
Du Maigeborene, im Mai, den ich so liebe,
Kann ich dich nur mit Dankbarkeit und Lächeln grüssen.

FÜR JULIE KRUSE.

I.

Ich will mich vor dir neigen. Und will ganz leise sein,
Es ist so süss, zu schweigen, und wie ein Kind zu sein,

Dem alle Worte fehlen, dem alles nur geschieht —
Das ohne Hast und Quälen das Leben geschehen sieht:

Wie eine ferne Geschichte, die man aus Büchern liest,
Oder wie kleine Gedichte, dadurch die Süsse fliesst.

Ich will dich bei mir wissen (im Dunkel, ich seh dich nicht):
Wie hinter Finsternissen Gott und das Licht —

Wir wollen zusammen schweigen. Es ist so süss zu zwein
Sitzen, die Stirn zu neigen und wie ein Kind zu sein.

II.

Ich fühle wie du dich verjüngst —
Wie du mich liebst — Gleich einem Kinde
Blickst du dein Lächeln, das Du bringst,
Mir zu gefallen. Und ich finde

Wohl noch dein wahres Sein heraus,
Und du sollst immer klarer scheinen,
Und du sollst Sonne werden mir im Haus.
— — — —
Uud Du sollst nie mehr, nie mehr weinen.

III.

Dein Glück ist noch so tief in dir — du weisst es nicht,
Du stehst so fremden Sinnes. Ratlos wie ein Kind
Im fremden Land. Wie Kind in Angst.
Vor lauter Schauen in das Fremde
Und Einsame siehst du das „Nächste" nicht —
Und was vor dir so wartend leise steht,
An Blumen, Dingen, Menschen. — Ach dein Blick
Geht immer noch zu weit. Schlafwandelnde
In seltsam blasser, blauer Mondnacht stehst du da

Und wandelst auf dem First. Ich darf nicht rufen,
Mein Herz klopft, stösst. Du blickst hinauf —
Ach dahinauf
Kommst du ja nie.
Dass du erwachtest! Und dich selber erkenntest.

— — — — — — — —

Ich denke viel: ob bald dein Morgen kommt.
Wo du wie eine, die genesen wird,
Im Garten gehst und ganz verwandelt stehst
In deiner Welt, die du nun ganz begreifst,
Verwandelt staunend stehst, dass soviel Glück
Und Schönheit um dich war -- und dus nicht wusstest.
Dies Lied will ich aus deiner Seele singen,
Ich nehm dies Lied von deinem hilflos blassen Mund,
Ich hole aus dir tief vom Grund
Worte, die weinen und dann still verklingen.

IV.

Es ist das Unfassbare in dir und allen,
Die einsam und verworren manchmal stehn
Und mit erstaunten Kinderaugen um sich sehn
Und wie im Traume Worte, Worte lallen. . . .

Das Unbekannte, das mit kalter Hand
Dein Hirn zerdrückt, dass du vor Grausen schreist,

Zu Boden stürzest, weissen Schaum entspeist
Und zuckst. Und zuckst. —
Als ich dich fand
Allein im Saal. Und niemand war bei dir.
Die Kerze flackerte. Und sinnlos sass
Ich da bei dir. Du stöhntest wie ein Tier,
Von Schaum und Schweiss waren die Dielen nass —

Da kam dein Blick hoch wie aus einem Schacht
Und schwebte, taubengleich, suchend, in Saales Runde,
Da neigte ich nah mein Ohr zu deinem Munde,
Du hauchtest Worte sinnlos wie ein Kind zur Nacht,

Wenn es vom Traum erschreckt, plötzlich erwacht
(Und ist doch nicht erwacht —)
Das weisse Leid liegt über dir gebreitet
Wie Linnen. Sag wer tat dir das?

Dein Blick schwebt, schreitet, sucht und gleitet
Und sieht mich leblos an wie totes Glas.
Wer kränkte dich so? Und wie Weinen spricht
Nun deine Stimme: „Es“ — und wendest dein Gesicht.

Ich aber küsse herzenswund dein Kleid.
Das Weh ist heilig. Sieh, ich will mich schämen

Vor deiner Not wie Gott — und auf mich nehmen
Den stümmen Blick aus deinem quellenden Leid.

Und wir verstehen uns. — Wie unsre Stimme klang —
Das war schon Weisheit und gewesnes Weinen —
Du trägst. Wir tragen. Und die Nacht ist lang
Zu wachen, schweigen, nachzusinnen:
Was alle Grauen, Aengste, Nöte meinen.

V.

Du sollst nicht sagen, dass wir allein und sehr verlassen sind,
Denn wir haben Liebe.
Dies Bild soll dich trösten am Morgen und am Abend
Und in den schweren Träumen deiner Nächte:
Dass du wandelst unter einer dunkeln Hand.
Du sollst nicht wissen, was war und was sein wird,
Du sollst gehen wie ein Kind im Märchen.
Es soll dich kein Schmerz schrecken, kein Tod und [kein Glück,
Denn du wandelst in der Liebe.
Und die Liebe ist über allem. Die Liebe ist
Ueber dem Glück und dem Tod.
Denn die Liebe ist alles Lebens Ausgleich und Lösung;
Aber im Glück noch quält dich die Angst vor dem Ende;
Und der Tod hat den wehmütigen Scheideblick über die [Welt;

Aber die Liebe ist alles Seins Ausgleich, Erfüllung und
— — — — [Sinn . .
Keine Angst — schlaf ein —
Keine Tränen der Sorge.
Liegt die Hand des Schicksals auf dir, sei fromm.
Zerdrückt dir das Weh das Herz und wirft dich hin vor
[den Menschen —
Das Leben wird hinfluten über dich und dein Schrein;
Ein paar Neugierige bleiben stehn und gehn weiter —
Und wenn du zuckst und Schaum aus dem Mund dir
[fliesst —
Sie gehen vorüber. Doch irgendeiner — der kniet,
Der kniet und legt dir die Hand auf die Augen —
Und wenn ichs nicht bin, — es wird immer einer bei
[dir sein —
Denn bei einem ist immer die Liebe. Dies sollst du wissen.
Und wachst du auf, geht dein Blick hoch weit. Blass
Stehst du auf von der Strasse und gehst heim.
Jauchze, du lebst unter einem Schicksal und in der Liebe,
Jauchze, — dein Blick geht weit und über die Welt —
Lächle in deinen Tränen — es hat einer bei dir gekniet
Und die Hände gebreitet über dich hin,
Nun verhüllt er sein Antlitz aus Scham vor deinem Weh.

— — — —

Sag nicht, dass wir einsam und sehr verlassen sind,

Denn wir haben Liebe.
Und bei einem ist immer die Liebe.

VI.

Eh du mir entgleitest, eh der Tag aufsteht
Und mit grossem Blick uns klar ansieht —
Eh mein Herz von dir in dunkle Wälder flieht,
Eh du über dich die Schwermut breitest:
Die wie dunkler Schatten in der Helle weht —:

Eh mein Herz dem Lauten scheu verstummt,
Eh die Blüte dieser Nacht verwelkt.
Eh der Kranz, der dir ums Haar gesteckt,
Ganz entblättert liegt; hör auch das Lied,
Das wie fernher meine Seel dir summt —:

Lieg entschleiert — lieg in Heiterkeit,
Lieg gedehnt und weiss und blühe weit
Auf; dein Lächeln sei nur noch
Eines Opfers Duft und leiser Rauch —

Eh du über dich das graue Kleid
Blinder Schwermut breitest — sei die Nacht
Von den Feuern bunten Glücks entfacht. . . . .
Eh der Tag in unsre Stille schreit. . . .

Lausche wie mein Seele träumend summt . . . .
Lieg gedehnt und weiss und blühe weit
Auf! Lächelnde Heiterkeit —
Eh mein Seel dem Lauten scheu verstummt,

Lausche . . Liebe . . Schwermut . . Glück . . und Traum. .
Glocken durch die Nacht . . Welle . . und Schaum. .

VII.

Wenn ich singe, wirst du hören,
Da die Tage dich so taub gemacht . . . .
Und verwundert öffnen sich die Türen
Deiner Seele. . . . Wenn ich leise singe.

Wenn die Worte an dich tasten, rühren,
Bist du wie aus einem Schlaf erwacht —
Wenn ich leise singe, wirst du hören
Meine Seele, die ich zu dir bringe. . . .

— — — —

Ich grabe tief in's Schweigen nach den Klängen,
Die dich verwandeln sollen — die dein Mühen
Nach der Erlösung hört wie Gottesglocken —
Ich will mein Ohr an dunkle Schächte neigen,
Daraus die Schwaden kühlen Dunkels drängen,
Ich will die ungewussten Wunder locken

— — — —

Ich will dein Herz verwandeln, es soll blühen. . . .

— — — —

Ich will dein Herz verwandeln, es soll blühen,
Ich will nach Klängen graben tief ins Schweigen,
Und feierliche goldne Gottesglocken
Sollen versingen dein Erlösungsmühen,
Und deine Seele wird sich weinend-lächelnd neigen. . .

VIII. (Vor deinem Bild.)

Einmal bist du mir begegnet einen Sommernachmittag,
Da hab ich dich mit Staunen angesehn —
Einmal sah ich dich in den roten Abend weggehn —
Als es lang, dünn über den Feldern lag —

Einmal stand ich im Abend, als der Blick der dunkel-
Sich verdunkelte — [grünen Wälder
Als am Rande der Felder
Der erste Stern funkelte.

— — — —

Wenn ich dein Bild anseh — das ist wie ein starkes Er-
Ich meine, du gingst immer hinweg — [schrecken —
Und ich bin ganz still . . ich will dich nicht aufwecken,

Wenn ich dein Bild anseh. Du lächelst noch heiter —
Aber du gehst ja. Du gehst ja. In den Abend, immer
Lang, abenddünn liegt es auf deinem Weg. [weiter —

— — — —
Und was um mich geht, ist Schatten und Traum,
Was mich umweht, ist dieses Schattens Saum.
— — — —
Du gehst ja, siehst du es nicht? Siehst nicht, wie du
— Wie damals — den Sommerabend, da lag [gehst?
Es rot über dem sinkenden Tag,
Da war mein Blick weit. Da war ich wie taub
Dem Leben . . Und so weiss glänzte im Weg der Staub . .
— — — —
Siehst du, wie du mit deinem Lächeln wehst?
— — — —
Du gehst
Wie bist du schon weit hinweggegangen . . . .
Ist das so lang, dass ich dich sah?

Der Abend ist über dich und die Landschaft gehangen
Gehst du wirklich? Dein Bild sagt: ja!

Sieh, schon ist der Abend über dem Land —
Du lächelst noch immer. Kehre wieder. Komm heim.

Begegne mir . . . . Wie ein Wunder, wie ein
Lächeln aus Kindermund; Abendschein —
Herzpochen schenk mir (wie einmal) und süssen Reim —
Sei Rätsel, tauche auf. — Gib mir die Hand . . . .

AN OTTO ZUR LINDE.

Der offne Tafel hielt all Werdenden,
Einwohner du in Gottes grossem Wald,
Am Quell und unter hängendem Höhlenfels,
Es geht die Sage deiner Gastlichkeit.
Es geht die Sage deiner Urweltseele . . . .
Sie trugen alle Schätze heim ins Leben
Und brachten sagenhafte Kunde von dir mit,
Bei dir zu leben fanden sie nicht Mut.

— — — —

Wer rodete die Wälder,
Fasste die Quelle, schloss den Fels,
Schlug mit dem Beil die Wege — jenseits hinaus
Ins Unbekannte, — das warst du. Allein.
Gingst wandern: durch das Dickicht bis ans Meer.

— — — —

Da war das Abendrot am Horizont.
Nun warte, sitze, dass im Kahn
Zu dir herfahre leise-leis das Glück.

— — — —

Das Glück kam und es fand dich schlafend.
Da sass es still, dass es nicht schrecke. Und ging weiter
Vorm Morgenrot. Es ging den Weg, den du geschlagen
Durchs Dickicht bis zum Quell und schloss den Felsen
Und schlief im Dunkel ein. [auf.

— — — —

Dies aber ist das Lied des Meers,
Als du im Traume sassest in der Nacht und Kühle:

„Endlose Weite bin ich und Woge und matte Feuchte
Tropfen Weltmeer in Kinderhand. [löschend im Sand,

Gefurchtes Wellenland, bis tiefhin, weissblitzender Schaum,
Einer Mondnacht silbergeglätteter Spiegeltraum,
Ein fremdes Gewand, das ohne Saum.

Hör, wie die Ferne gelaufen kommt, atemlos,
Lischt und vergeht im Sand, nah deinem Schooss —
Und ist nicht mehr. Nur die Muschel (— die fand
Sie auf dem Weg —) legt sie in Sand
Nah deinem Ohr . . . Da hör du im Traum
Wandernder Ferne Wogengang, Nachgesang,
Muschelklang,
Eines Gottes Gewandes Rauschen. Leise und kaum."

* * *

Eh wir eingingen in die Nächte, da
Wir sitzen, sinnen vor dem gelben Licht
Und fühlen fremd das unbestimmte Leben
Der Dinge um uns her, und sinnen
Sehr Unbestimmtes, Zukunft und Vergangnes,

Und sinnens müde, von den Tagen matt —
Eh wir in unsre Nächte gingen, war
Ein Frühling uns, Kindheit und Liebe
Die uns erlösen sollte — —
Vor dem Licht
Bin ich ein Dunkel, das sich spiegeln will.
Ein Haufen Brand, der in sich frisst und loht,
In einem schwarzen, zuen Ofen . . . .
Ich bin der Dunkle, niemand weiss,
Wann brenne ich, wann bin ich kalt.
Ich blicke in das Licht mit kaltem Blick . . . .
Ich weiss ja nichts. Es ist ja alles Angst —
Dass wir vorm Ende nichts erkennen, nichts mehr sehn.
Du hast den Blick, der Wände schiebt zur Seite,
Der schmilzt das Aeussere ein — das Wesen glänzt
vorm klaren Aug.
Du hast den Schritt der Unruh, — und das Hoffen,
Zu ruhn im Engen und in Lieblichkeit.

— — — —

Es eilt ein Kind mit schnellem Herz und Füssen
Und schaut aus Augen wie ein alter Mann.

— — — —

Ich seh dich manchmal gehn und an der Hand
Führst du dich selbst als Kind und horchst
Hin, was da spricht, und hebst es auf im Herzen. .

Ich seh dich manchmal gehn und mit der Hand
Tief hinterm Abendrot hinunter, unter, fassen;
Die Hand hebt nicht den Schleier jener Nacht.

— — — —

Ich seh dich sitzen in der Frühlingsnacht —
Die Güte kam nicht. Und ein Herz ist fern,
Das aufgeht, sich vergessend, in dem andern.

— — — —

Darum ist alles Leid so gross, weil es
So still und klein und eng getragen wird.

Darum schreits gellend in die Nächte hin,
Weils unter Zeilen schweigt, die milde läuten. . .

Wir waren Kinder! Wie der Wahnsinn klingt!
Wir waren Kinder; und wie böser Traum
Fällt auf uns schwer der Wahnsinn unsrer Tage.
Wir waren Kinder — — leise Melodie;
Wir waren Kinder noch vorm Abendrot —
Eh wir verklangen in den grossen Lärm,
Haben auch wir das Kinderlied gesungen.

— — — —

Erfüllung ist dem Leben eingegeben.
Doch wir sind Erde nur und dunkles Land.

Wir tragen nur die Kerne, Keime, und
Sind nicht Erfüllung. Die ist flutend in

Den Tagen und in uns, verlorne Frucht,
Die irgend einmal Wurzel fasst, und wächst
Oder auch nicht — — und dunkel dann das Land
Und einsam liegt. So sind wir; und das ist
Gott und das Schicksal, Menschen Glück und Not.
— — — —
Es ist so viel zu sinnen und zu warten
Wie dunkles Land .... was alles sein mag und
Noch kommen kann und schon gewesen ist.

Die Kindheit war! Und eine grosse Brust:
Die an die grosse Eintracht glaubte, und
Sie doch nicht fand. —
Nun bleibt vorm Licht ein Dunkles,
Das sinnt und träumt, und unterm Dunkel brennt,
Und seine Angst hinwirft in ratlos grossem Blick. . . .

AN BERTHOLD OTTO.

Sind viele Menschen wohl noch auf der Welt,
Die so gleich dir, so milde, voll Verstehens,
So immer gleich, mit gutem, lieben Munde,
Voll tiefen Wissens und so voller Weisheit,
So ohne Ehrgeiz, nur nach Gutem trachtend,
So leise hingehn, wie du leise gehst?
Und Menschen, die das Gute tun aus Zwang,
Die gar nichts irre macht? Ich weiss es nicht.

Ich weiss nur, dass du bist wie ewger Herbst.
Nicht wie der Frühling, der nur Ziele hat —
Du bist der Herbst und währende Erfüllung.
Und eher wird nicht Winter in der Welt,
Als bis du jeglichen gesegnet hast. —
Du bist der Mensch, des Denken einfach ward,
So musst du uns das wahre Denken lehren,
Und vieler Menschen Tun wird man noch messen
An deinem Lächeln, deinem tiefen Blick
Und deinem Wort, das wahre Liebe ist. —
— — Und wie ein Berg, ein Turm am Horizont
Mit einem stillen Feuer obenauf,
Des Scheinen in der Nacht so tröstend ist,
Blickst du ins Tal, in alle Niederungen,
In meine angstvoll wehe Einsamkeit
Und in mein Suchen nach dem letzten Ziel
Und weckst die Kraft, das Leben so zu tragen,
Wie ich es tragen muss, weil Gott es will.
— — Denn — weisst du s? — ich bin anders als du bist:
Ein Suchender und ohne Frucht und arm.
Ich habe nur gemein mit dir ein Sehnen,
Das deinen Frühling auch durchleuchtet hat.
Und meine Hände zucken allerwegen
Und über allen Dingen dieser Welt

Und ruhten gern im Schoss nach einer Tat.
Doch halbe Menschen tuen nie die Tat.
Du aber wirst nicht richten — wirst nicht richten —
Du bist nach Christus ja der grösste Christ,
Bist ohne Mitleid, wie es Christus war,
Weil du den Sinn des Lebens hast uud lebst.
Ich aber bin ein Schwankender, ein Irrlicht,
Das Ruhe sucht und seine Sehnsucht flieht
Und immer nur die neue Sehnsucht findet.
Ich bin ein wehes Wort, ein Ruf zur Nacht,
Ein Licht der Ferne und ein Schiff auf See.
Du aber richtest nicht, weil du begreifst
Und — wenns dich recht dünkt — still vorübergehst —
Du bist der Christ und eins mit Gott und Welt —

(geschr. 1906)

MAERCHEN.

Für Hedwig u. Hertha Kneist.

I. (Der Garten.)

Ich komme weither. So weit: ich vergass
Heimat und Kindheit und Namen.
Ich ging über Berge und über das Meer
Durch einsame Heide zur Nacht, und da sass
Das Angstweib im Strauch im grauen Kleide.
Und schluchzte. Ich aber wandte mich nicht,
Ich ging vorbei.

Ich kam weither. Meine Heimat ist wo.
Mein Name ist irgendwie.
Ich schlief bald da, bald dort auf dem Stroh
Im fremden Haus. Ich kannte mich nie,
Mein Wandern ist nimmer vorbei.

— — — —

Es liegt ein Garten gebreitet im Land,
Da geht eine graue Strasse vorbei,
Die bin ich gegangen. Und da fand
Ich den Garten und staunte und stand
An der Hecke am Tor und horchte hinein.

— — — —

Da war schon Abend. Ich setzte mich
An der Hecke ins Gras.
Vom Sonnenuntergang übers Feld schlich
Ein Sonnenstrahl.
Da schlief ich ein.

— — — —

Da bin ich im Traum gegangen
Durchs offene Gartentor,
Da traten aus allen Büschen
Gestalten hervor.

Da bin ich mit allen gegangen
Und habe alle gegrüsst.

Und habe Wege, Rasen und Sträucher
Wie meine Heimat gegrüsst.

Der Morgen hob seine Schwingen —
Klar übern kühlen Tau. —
Beim ersten Vogelsingen
Im frostgen Morgengrau

Bin ich die Strasse gegangen
Vorbei am verschlossenen Tor
Weit in die Morgenröte — —
Und meine Seele fror. .

Ich will den Garten suchen
Der offen steht,
Und wo die Wunderblume
Mir duftet auf lieblichem Beet.

II. (Rapunzel.)

Dies ist der Turm im Garten
Und ist mein Zimmer in der Höhe,
Und Mauern sind gestellt,
Darüber sehe
Ich weit das Laute, seh die Welt
Mit ihrer Buntheit, doch gestellt
Sind Mauern rings, dass ich nicht gehe.

Ich gehe nicht. Ich sitze hoch. Gebannt
Hält mich die Liebe und die Grausamkeit
Von einer einsam- welken Hand — —
Die Welt so weit,
Und doch so nah bekannt,
Dröhnt in die Stille und die Einsamkeit

Des Gartens, — -- Wispernd spricht
Am Tag das Licht in allen Zweigen
Der Sträucher, und auf allen Wegen
Schwanken die Schatten und das Licht.
Dann dunkelt schon der Abend, und dann schweigen

Die Farben schon. Dann sind die Wege
So fremd, so tief, so seltsam wie verloren
In allem dunklen Wuchs, in allen Beeten
Und laufen hin und her im Garten, um an Toren
Zu münden, — und dann weit hinaus zu gehen.
— Und bleiben doch zuletzt verworren stehen
Und werden blind im Dunkel und verschwinden.

Dies ist der Turm. Ich sitze hoch. Ich bin
Wie eines Leuchtturms ausgebranntes Licht
Zur Nacht. Ich bin
Ganz ohne Kraft, bin leblos, hin. [Gesicht . . . .
Schon Wunsch und Traum. Ich lege in die Hände mein

III. (Der Stein.)

„Mein Liebster ist gegangen,
Die Heimat zu grüssen
Und liess mich stehn im Feld.
Ich warte, dass er wieder kommt.
— — — —
Ich stehe Tag und Jahre, und bin ein Stein geworden.
Mein Liebster hat die Fremde ganz vergessen
Und fand nach Haus.
Er hat wohl eine Braut
Gefunden. Er vergass mich wohl im Feld.
— — — —
Und Steine haben schwere Füsse. Schwer
Ist mir das Gehn. Doch aber gehe
Ich hin zu ihm, und lege mich vor seine Tür.
Dann singe ich das Lied des Steins —
Das Lied der Fremde und mein Liebster hört.“

Da wanderte der Stein durchs Feld
Bis an die Stadt wohl sieben Tage lang
Den kurzen Weg und kam ans Tor
Zu Abend und ging stumm hinein.
Und ging in dunklen Strassen hin
Bis an des Liebsten Haus.
Da kam viel helles Licht, viel Nachtgesang heraus —

Der Stein ging dröhnend rauf die steinerne Treppe,
Ging dröhnend durch die Flure, stellte sich [nicht.
Ins Dunkel. Und die Freude lärmte laut und hört ihn

Und als der Bräutigam in der Kammer lag
Am ersten Tag,
Fing an der Stein zu singen, ach das Wanderlied.
Der Bräutigam war müd
Und hört es nicht.

Und als der Bräutigam in der Kammer lag
Den zweiten Tag,
Fing an zu singen weh der Stein,
Der Bräutigam hört es nicht und schlief müd ein.

Und als der Bräutigam in der Kammer lag
Den dritten Tag,
Fing an der Stein zu singen
Das Wanderlied der Ferne, ach der Ferne,
Wie rauschend Wassersingen aus der Ferne in die Ferne:
„Ich schwieg so lang . . . Ich stand so schweigend weit
Jenseits des Lebens und der Zeit — —
Du hattest mich wohl lieb, — vergassest mich.
Die Strasse, die durch Sterne weithin führt,
Der weisse Birkenweg im losen Sand:
Du gingst ihn, und ich habe dich geführt

Und du hast all mein Wanderglück gespürt:
Das ewige. . . . Und liessest mich allein — —
Ich aber will mich vor dir singen
Und dir den Duft der grossen Weite bringen
Bis in dein Haus. Dich schützt mehr keine Wand.

Ich bin das grosse Singen, darin wohnt
Das grosse runde Weit bis an den Horizont:
Der Kreis der Wege, die hin endlos führen
Aus Engen — —
Und ich bin gekommen, dich zu — rühren. . .
— — — —
Hör, wie die Stimme eines grauen Steins
Dir singt. Aus Feld und Sonnenbrand und Weite,
Aus Nacht und Sternlicht singt dir das Geläute
Des Herzens eines Steins.
Hast du wohl keins?

— — — —
Als ich dich fand, den Heimatlosen, weisst du's, du?
Ich ging mit dir — wir gingen unserer zwei,
Wege ohn Ende — — weisst du's, du?
Zuletzt im Feld da draus', vor dieser Stadt, gab
— — — — [ich dich frei."
Der Bräutigam in seiner Kammer hörte zu
Wie's sang — — Vergessenes — und dann

Fing er in Angst und Weh zu weinen an
Und kam heraus, und sagte leise: „Du“.
Und sah die Liebste stehn — — nun nicht mehr Stein. . .
— — — —

Und dann verliessen sie das Haus
In dieser Nacht. Und gingen durch die Strassen,
Die dunklen, in die Nacht hinaus,
Wo an den Wegen Meilensteine sassen,
Die grüssten stumm die Wandernden, die gingen,
Nachhorchend eines Wanderliedes Singen.

DAS ANDERE LIED VON SCHNEEWITTCHEN.

Für Hertha und Elisabeth Röttger.

Gross halten die Bäume ihre Hände übers Dach
Unserm Haus —
Wenn der Morgenstrahl blitzt durchs Fenster, bin ich wach,
Dann steh ich auf.

Ich stehe eine Weile und sehe ins Licht —
Durchs offene Fenster hinaus —
Ich sehe den Wald, den kühlen Wald tief an —
Ich höre eine Stimme, die weit, weither spricht,
O es rauscht das Laub, als hörte ich es gehn:
Tausend Füsse durch den Wald — und sie kommen
Immer nur sehen die Bäume mich an — — [doch nicht —

Meine Herren sind gegangen, und nun bin ich allein
Einen Tag, einen hellen Tag ganz allein im Haus im Wald.
Wenn ich fege, koche, putze, kann ich lachen und
glücklich sein,
Sing ich Lieder schön und blitzend wie die Drossel
im Wald.

Aber dann — im Dämmer, gegen Abend steh ich
einsam vorm Haus,
Seh den Wald, wie er dunkelt, wie er gross wird, starr
und fremd --
Grosse Schatten, grosse Vögel breiten ihre Schwingen aus,
Und ich warte und ich bebe —: vor den Füssen durch
den Wald — — O es kömmt. . . .

Was es ist, das weiss ich nicht, und ich höre nur das Gehn —
Hinter letzten grossen Stämmen bleibt es ungesehen
stehn.

Tausend Stimmen murmeln durch den Wald — — und
verloren irrt ein Schein
Wenn der Wind rauscht, beb ich leise wie ein grünes
Laub am Ast — —
Aber dann kann ich lächeln, denn meine Herren
kommen heim —

Schliessen wir die Tür zu vorm Wald, vor der Nacht,
ist gute Rast. . . .

DAS DRITTE LIED VON SCHNEEWITTCHEN.

Für Hertha und Elisabeth Röttger.

Es ist was in meinen Tag gefallen,
Und ich weiss nicht, was es ist.
Ich trage es mit mir, und es trägt sich schwer.

Manchmal hör ichs wie ein Lallen und ein Schallen,
Manchmal ist es wie ein Licht, das blitzt —
Manchmal ist Dunkel um mich, und ich weiss nichts mehr.

Ich habe geputzt, gekocht, gefegt,
Die Betten geschüttelt, und die Decken gelegt,
Habe die Teller gestellt, die Becherlein gesetzt,
Und mich dann auf den Stein vor die Haustür gesetzt — —

Da fühlt ich eine Stimme aus dem Licht und aus dem
Schein.
Und da fing ich leise, leise, langsam, traurig an zu
weinen. . . .

Es ist was in meinen Tag gefallen,
Ein Erinnern, eine Not —
Draussen weit irgendwo geht das Leben goldrot — —

Und hat eine Stimme schön wie Glück und Glanz,
Hat einen Schritt so lächelnd wie heller, froher Tanz —

Wenn das Licht von der Sonne einsam durch die
Stämme geht —
Weiss ich, wie das Leben irgendwo weit in Fülle steht —
Seine Stimme, mein ich, hör ich leise, leise schallen,
Es ist mir etwas, ein Erinnern, in meinen einsamen
Tag gefallen.

DAS ANDERE LIED VON DORNROESCHEN.

Für Hertha und Elisabeth Röttger.

Auf dem Turm hab ich gestanden,
Ins Land weit gesehn — [und grün.
Sah ich Städte, sah ich Felder gelb, und Wiesen blau
Konnt ich weit sehn, wo die Wälder violett am Himmel
[standen. . . .

Sah ich Strassen, waren weiss und gingen weit und
[verschwanden.
Kamen weit wie gelaufen, kamen nah zu mir her und dicht.
Vor den hohen, steilen Mauern aber standen
Alle Strassen vor den Mauern, die mein Vater aufgericht.

* * *

Ich bin vom Turm gestiegen,
Ich gehe Wege im goldenen Kies. —

Ich will im Gras in der Sonne liegen
Und will träumen, was der Wind um den Turm bliess....

Müde bin ich, müde als wär ich alle Tage
In die Ferne, aus der Ferne, alle Wege schon gegangen.
In dem Schatten, sonndurchschienenen Schatten will ich [liegen
Und ein Ast mit Jasminblüten soll mir über meine Augen [hangen. . . .

Bin so traurig, bin so müde, als käm ich weit aus aller [Welt . . . .
Und der Turm ragt hoch auf, und die Fahn im Winde [schwankt —
Lieg in Schatten und im Licht und seh die Mauern die [gestellt,
Graue Mauern, da das Grüne klettert und im Wind darüber rankt. . . .

Für Erika Stähler.

Auf der grünen Wiese
Stehen Blumen im grünen Gras,
Rot und gelb und blau und weiss
Auf der grünen Wiese.

Auf der grünen Wiese
Gehn die braun und weissen Küh,

Fressen viel und sagen muh,
Friederich und Anna-Liese
Müssen hüten und sehn zu . . .

Auf der bunten Wiese;
Butterblumen und Massliebchen,
Nelken, Schaumkraut. — Annaliese
Steht und schaut und singt ein Liedchen
Auf der Wiese.

Auf der grünen Wiese,
Wind weht und die Sonne scheint,
Schmetterlinge blau und weiss,
Gelb und rot — flattern leis . .
Abend kommt und Fenster glühn
An den Häusern. — Wenn die Glocken
Läuten, dürfen all nach Hause ziehn
Von der grünen Wiese.

DAS WALDMAERCHEN.

Verena zur Linde gewidmet.

Schritte gehen durch den Wald, weich, tief, weich,
Zweige biegen sich und schnellen wieder hoch und grad —
Wer ging da? —
Leise geht ein Dämmerschritt im Dämmer hin, versinkt
Und verklingt im Schweigen weichsten Mooses.

Hinter ihm verweht ein kühles Grau.

— — — —

Jetzt sehn tausend Waldaugen auf dich hin,
Tausendäugig hockt die Waldgestalt
Vor dir, hinter dir, im Kreis . . Wie schwer
Geht dein Atem. Stockt. Sei still. Die Augen
Schliessen sich. — Nun kannst du wieder gehn.
— Aus dem fernen Schweigen kommen nun
Die Schritte wieder.
Hörst du — du?
Aller Seiten gehn die Schritte auf dich zu . . . .
Aber hinter letzten Bäumen bleiben alle
Schritte stehn und warten. — Niemand kommt.
Dumpf her klopft ein Specht im Tannenwald.

— — — —

Wo der Sumpf aus grünen Augen blinzt —
Algen, Kressen schwimmen, wiegen still . .
Sonne strömt in Fluten in die Lichtung —
Leise schwankt und klatscht der Boden
Unter deinem Fuss, — im Wind
Schütteln Binsen sich und knarrt das Schilf,
Sonnt die Unke sich im Schlaf,
Tanzen Mücken durch das Licht,
Und — es überrieselt Dich —:
Tauchen nackte, weisse Arme auf, die Hände hoch

In die Sonne . . . eine Stimme gurgelt
In der Tiefe. Blasen steigen auf . . . Wie Krampf
Zucken Hände, Arme und versinken . . .
Doch die Gurgelstimme tönt noch nach
Durch das still-grünäugige Schweigen.

— — — —

Irgendwo im Walde sitzt ein alter Mann,
Sieh nicht hin, sieh ihn nicht an —
Sieh zur Seite nicht, geh stumm vorbei,
In die Augen steigt das Grauen dir,
Kribbelnd rieselts übern Rücken dir —
Wo der fremde Mann am Wege sitzt —
Atemdrückend, herzbelastend steht das Grauen
Um ihn her. Aus toten Augen schaut
Bangend, bittend, was dich töten will —
Wie ein Spinnweb ist der Blick und das
Lastende Grauen, die gestreckte Hand —
Sieh vorbei, sonst zichts dich nieder.
Bohrt ein Finger in dein Hirn und saugt
Tief ein Mund dein Hirn in langen Zügen. —
Sieh den fremden Mann nicht an —
Wenn du weit vorbei bist, fühlst du sacht
Deine Angst verfliessen — und du weisst,
Dass du einem Schicksal grad entlaufen bist.
— Irgendwo im Walde sitzt ein alter Mann.

Wo der Märchenvogel in der Stille singt
Grüngold zwischen Ast urd Zweigen,
Tauchen Strahlen tief, und Schatten steigen,
Dass kein Blick ins wirre Grüne dringt.

Und ein Ton ist flötentief und gold —
Bunte Träume fangen an zu leben,
Bilder rollen auf, verschweben —
Eine Kugel schwebt, die fernhin rollt. —

Hingesunken in das schattige, kühle
Gras, gelehnt in Zweig und Ranken
— Fühlst du deine Sinne schweben, schwanken —
Fühlst du aufgelöst schon die Gedanken
In die süsse schwüle

Fülle, die lichtgolden zittert,
Dunkelgrün aus Augen träumt,
Starr, wie schillerndes Ermatten,
Das Gewirr, das dich umgittert,
Dunkelgrüne-silber-goldlicht-schatten —

Und darüber singt und singt
Flötentief und süss und golden
Seine tiefverborgenen, holden

Lieder schwül ein Vogelmund,
(In der Tiefe da kein Blick hindringt —)

Eine Vogelstimme singt und singt
Lieder süss und träumebunt,
Dass es Gold ins Grüne tropft —
Und von Tränen auf die Hand dir klopft.
— — — —

Singt der Vogel alle süsse,
Bunte Sehnsucht, die vor Jahren
Mit dir in das Land gefahren.
Alle weitgeschauten Grüsse,
Die den tiefsten Traumgestalten,
Fernsten, selgen Wundern galten.

Singt der Vogel alle deine
Selge Inbrunst, die dich führte,
An die namenlosen Dinge rührte —
Singt der Vogel alles reine
Wissen von Versunkenheiten.
Und von Traumes Kostbarkeiten.

Singt und singt so flötendunkel,
Flötensüss aus wirren Zweigen,
Singt so wirren Tönereigen,
Der mit Glühen und Gefunkel

Schimmernd diesen Wald umrankt
Und wie Glück im Winde schwankt.

— — — —

Singt dir alle dunkeln Tiefen
Wieder wach . . . . Das süsse Quälen
Glückbegehrender, junger Seelen
— Dinge die gestorben schliefen —
Singt mit seinem süssen Flöten,
Dein Vergessen ganz zu töten —

Dir das süsse Weh zu schenken,
Dich in blinden Sehnens Nöten
Wie in See leis zu versenken . . .

— — — —

Stimmen gehn im Wald auf sachten Füssen,
Durch den Hochwald wie ein Tropfenfall
Ersten Regens — wie ein Widerhall —
Wie ein dunkelgrünes Träumegrüssen. . . .

Stimmen gehn auf nackten, weissen Sohlen
Still im Wald und blicken starr aus feuchten,
Kühlen Augen — die wie Silber leuchten —
Stimmen gehn im Wald dich heimzuholen.

— — — .

Geh vorbei mit zuen Ohren —
Das sind Seelen, die der Wald verschlang.

Ihre Seufzer zittern wie Gesang,
Seelen, die im Wald sich ganz verloren . .
— — — —
Eine dunkle, moosbewachsene Gestalt
Schreitet langsam durch den Wald —
Gradaus, bis zum Rand —
Klarlichtgolden liegt das Feld und Land
In der Sonne, ihre dunkle Hand
Hebt sie an die Augen, schaut und schaut —
In das klare, sonnig-flimmerlichte
Menschenland . . . dass im Gesichte
Dumpf ein schreckhaftes Erkennen graut . .
Eine Stimme tut sich auf und lallt:
„Woher kam ich? Mich verschlang der Wald,
Kann ich nicht nach Hause gehn —
Heim ins klare Land?“ — Horch, es singt,
Tief im Wald singts flötenglockensüss
Und verschwebend süss im leisen Wehn,
Und ein grüner Arm kommt, schlingt
Lautlos sich um die Gestalt —
Zieht sie ein . . . . von Blatt und Zweigen
Leises Rauschen — und dann atemloses Schweigen —

„Woher kam ich . . . .? Mich verschlang der Wald.“
— — — —

In der Vollmondnacht,
Wenn das Licht von Ast und Blättern rieselt
Auf den grauen Waldgrund —
Langsam wächst ein dunkler, kahler Baum
Aus dem Teich. Weisse Blüten wachsen,
Reifen bald zu roten Kugeln.
Dunkel schattet her ein grosser Vogel,
Setzt sich auf der kahlen Aeste einen,
Pickt die Beeren auf — und erhebt sich dunkelrauschend
Und verschwindet — Langsam gleiten
Stamm und Aeste in die dunkle Nacht . . . .
— — — —
In den Vollmondnächten reitet
Ein gestorbner Ritter durch den Wald. .
Singt . . . . .
Singt ein Traumlied traurig, sucht und findet nicht. . .
Sucht die eine, die den Schlaf ihm scheucht . . .
Die er einst im Wald verlor. . .

Und im Hochwald hält er an.
Wo der Hufschlag seines Pferdes
Wie ein Flüstern ist im weichen
Moos und Nadelgrund. Da summt der Tann,
Dunkel summt und rauscht, verrauscht ein Harfenton.
Licht fliesst — — und der Ritter schaut

Wartet, wartet . . . bis der Mond sinkt
Und es langsam, langsam morgengraut . . . .

— — — —

In den Vollmondnächten
Geht ein Mädchen,
Das schon lang gestorben ist, — stumm durch den Wald,
Hochgereckt den Kopf,
Augen starr, gebannt und grade aus,
Geht und geht wie schlafend breite Wege
Durch das feuchte Gras, durch lichten Birken-
wald, der steht so flimmernd:
(Wie ein Wald aus Silber hochgetrieben),
Wandelnd durch die Nacht der jungen Tannen
Bis zum Teich — und legt sich lautlos in die Flut.

— — — —

Weit im Wald steht ein Haus
Wo die dunkeln Tannen, wo die Birken glänzend-licht
Um die grüne Wiese stehn —
Und aus sieben Fenstern sehn
Sieben Mädchen schön heraus.
In die Sonne glänzt ihr Angesicht —
Geh vorüber, sieh nicht hin,
Geh vorüber, eile fort.
Sieben Mädchen sehn dich lächelnd an
Hinter sieben Blumenfenstern vor,

Die sind in den Wald weit aufgetan . . . .
Wie die Efeuranken an den Fenstern nicken —
Sieben Mädchen schaun mit Liebesblicken
Lächeln, nicken, winken . .
Eine fängt süss an zu singen:
„Tritt heraus, tritt herein —
Liebe lächelt dir und lädt dich ein,
Wanderer, in die Kühle tritt herein . . .
Sieben Schöne wollen um dich sein.
Tritt herein und schliess die Türe zu . . . .
Dunkle Kühle weht durchs Haus
Süss und duftet, — ruhe aus. —
Sieh, dir lächeln lauter Wunder — du,
Sieh, wir wohnen in des Waldes Mitte,
Dass wir alle fremden Wanderer bitten:
Tritt heraus, tritt herein —
Unsre Liebe sei heut dein —
Sieh wir sind die ewgen Bräute —
Und wir wissen schön zu winken —
Unser Singen ist Geläute
Und uns sehnt, Herzblut zu trinken . . . .

Und in sieben Kammern stehn
Lager. — Linnen weiss wie Schnee
Kühl darüber hingebreitet . . .

Und du weisst den Wald nicht mehr,
Nicht den Weg, der dich geleitet,
Denn wir haben weiche Hände,
Rote Lippen. — Und das Wehen
— Wenn durchs Haus das Grauen schreitet —
Fühlst du nicht mehr . . . . Unsre Lieder
Machen dir das Denken schwer:
Ach so selig, ach so müde . . . .

Sieh, aus sieben Fenstern winken
Hinter dunkeln Efeuranken
Sieben Schöne. Tritt herein . . . .“

— — — —

Lächeln lockt und ladet ein.
Singen flötet süss vom Munde
Und vertönt fernhin im Waldesgrunde.

Geh vorüber . . Wende nicht.
Lächeln lockt und Singen lockt —
Fahl im Blick der Schönen hockt:
Tod und Grauen . . . . Wende nicht
Geh vorbei mit abgewendetem Gesicht.

(Für Erich Bockemühl.)

Leiser Schritt der Einsamkeit
Durch die Sonntagabendstille.

Gelbe Abendsonne scheint
In die Fenster, auf die Strassen,

Liegt an alten, grauen Häusern,
Glühe, gelbe Schleier hängen
In den alten, hohen Bäumen
Kirchhofsulmen, Marktplatzlinden.

Wie ein Ton hängt in den Lüften,
Und nicht tönt, wie Kinderstimmen
Schweigen auf dem Kirchhofsplatz: —
Ist das leis verblasste Frieren

Eines Lebens, das verlebt,
Eines Tages, der versunken,
Einer Wehmut, einer Sage,
Einer Dämmrung, deren Funken,

Deren letztes Glimmen lischt
In der blassen Frühherbstnacht,
Eine dunkle Hand verwischt
Nun das Bild. Und kühl und sacht

Ueberm fremden Dunkel spricht
Nur der Wind noch, spricht und weht
Um die Häuschen; da ein Licht
Hier und dort nun sanft aufgeht . . . .

FUER MEINE FRAU.

Hörst du mich noch?
Ich meine oft:
Ich bin dir schon so weit entrückt, so fern.
Dass ich in Einsamkeit und Nacht nur spreche. . .
Bist du mir nicht mehr nah — und ist dein Auge
In Nacht ein Stern?
Da tast ich wohl zu dir hin, und ein süss Erschrecken
Sagt mir: ich halte dich.

*

Ich fühl es tief. Wie einsam alle sind —
So einsam ich, so einsam du —
So jeder steht auf seiner Scholle ganz allein . . .
Wir nah beisammen rufen uns einander zu. —
Und sind vom Glück des Träumens, Horchens blind
Und glauben ineinander ganz zu sein.

— — — —

Wir fahren nur einander parallel,
Und jeder steht auf seiner Scholle,
Und zwischenher fliesst Welle über Welle —
Nur ahnend Tasten ist von Seel zu Seel.

— — — —

Nur tastend Ahnen ist von Seel zu Seel . . .
Ein zages, leises Zueinanderdenken . . . .

Das sucht, wird müde, schläft, geht fehl,
— Kehrt zu sich selbst und will sich tief ver-
[senken. . .

*

Du standest schon so oft vor mir . . . .
Dass ich dich irr ansah . . . so fern
Warst du mir da — ob ich auch dir?
Das weiss ich nicht. . . Du warst mir sternefern.

So sternefern, dass nur das Licht
Von meinem Lächeln diese Weite übermass —
In atemloser Hast hinüberlief und dich
Wie Sonnenschein umfasste.

— — — —

Und manchmal, wenn wir nachts zusammenlagen,
Fühlt ich im Traum. . . .
Zwei Gipfel hoch ins Mondlicht ragen
Getrennt vom Abgrund — — o im Traum. . . .

Und auf den Gipfeln lagen wir und schliefen; —
Und wachten auf um Mitternacht — —:
So tief getrennt, und unsre Seelen riefen
Einander zu dumpf in die Nacht. . . .

Und schliefen wieder ein. Doch unsre Hände
Tasteten schlafend übern Abgrund hin — —

Ob sie den andern süss geahnten fänden —
Und fassten sich. . . Ein Traum rann lächelnd hin. . .

*

Ich will die Klarheit zwischen uns, und dass wir sehen,
Erkennen, und begreifend schauern: Sieh, wir stehen
So fern, so Stern bei Stern. Die Liebe greift
Nur hin und wieder. Lächelnd streift

Sie hin von mir zu dir. Und streift sie her
Von dir zu mir. Dazwischen Nacht und Meer. —
Und eine Seele, die ein Urlied singt,
Und eine Stimme, die im Tag verklingt. . . .
— — — —
Und eine Stimme, die im Tag verklingt,
Bist du und ich. Wir wollen rein erkennen
Das ganz geheime nun, das Finden, Trennen — —

Und eine Seele, die ein Urlied singt,
Ist unser beider Seele. Und ein Brennen
Von zweien Kerzen, das die Nacht verschlingt. . . .

*

Ich liess dich oft allein. — So sinnt die Seele
Einsames Glück. . . So oft im Sommersonnentag
Liess dich die Seele meiner einsam stehn und schwand
Schon fern in Grün der Büsche, oder am Horizont

Der blauumhangnen Heide. . . . Oder in den Nächten
Liegst du schon schlafend. Aber ich am offnen Fenster
Schicke die Seele auf die Sternenreise . . .
Ueberm Orion stand ich wohl und sah dich schlafend
In enger, dumpfer Kammer; lächelte, als sei [klein
So alles gut: du dort, ich hier — und so in Frieden
Von dir getrennt, fühlt ich das Schreiten
Das Wandelnde der Welt . . . . Und unser Wandeln,
Und sah. . . . (das langvergessne): Es waren Zeiten
Da wir uns fern, da wir uns Fremde waren
— In unseren schlafenden, in unseren Traumjahren . . .
— — — —
Und da ergriff es mir so gross gewaltig, kalt,
Mein Herz und Hirn. . . . Und wie im Traum so leise
So trauerangefüllt
Die Seele und ganz weiss in Weh gekleidet
Stieg ich herab aus Höhen, kehrte heim zu dir
Und legte mich zu dir in deine Kammer. —
Da lalltest du im Traum leis meinen Namen.

*

Es waren Zeiten, da wir Fremde waren;
So sind der Wege dennoch zwei. So fahren
Wir unsre Bahn nur neben — Du und ich . . .
— — — —
Es waren Zeiten da wir nicht zusammenfuhren,

Wir trafen uns und lächelten uns an,
Indessen hinter uns zwei glühe Spuren,
Zwei Wege mählich auseinander fuhren:
In Nacht und Unbewusstseinstiefen
Wir lächelten uns an . . . zwei Spuren liefen
Nun neben her . . . . Wir fassten uns an Händen
Beglückt und lächelnd über solches Finden. . . .
— — — —
Nun träum ich von dem letzten Lebewohl,
Das uns am Ende einmal kommen soll.
In manchen Nächten schluchzt in mir so leise
Das Unterste, ...das Dunkle, und das Weise. . . . .
— — — —
Wie wir so tief getrennt und einsam waren
Und haben doch die Liebe uns erfahren —
— — — —
Ich liess dich oft allein. Und du gingst viel
Beiseite, um dich einmal ganz zu finden,
Und du fandest dich doch nicht. . . Und kamst zurück
Zu mir. . Wie ich zu dir. . . .

*

Und wenn ich lächelte in dunkelblauer Nacht
Allein — und dir so fern dastand, so sternenweit
Hab ich wohl in die Zukunft tief gedacht
Bis in die sternenlose leere Zeit — —

Dann fing es an zu schluchzen in mir hohl
Das Unterste. . . Das Dunkle. . . Und das Weise. . .
O du, o ich, ein letztes Lebewohl
Blüht gross, blüht dunkel, bitter noch auf unserer Reise

*

Wir waren Fremde uns. Und werden Fremde sein . . .
— Dies ist das Lied der Nächte und der Sterne . . .
Die grosse Schwermut und die grosse Pein
Singt kühl darin. Singt: Seele, Seele, lerne. . . .

— — — —

Du neben mir. Du — wir im Kahn —
Wir neben auf der grossen fremden Reise —
In unsrer Seele surrt das dunkle Weise,
In unsren Augen lächelt Liebe leise —
Und unsere Seele hat ein Brautkleid an. . . .

— — — —

Still . . . Wenn die Nächte uns vorübergleiten
So leer . — Und Tage mühevoll — .
Still . . . Wie vor uns die dunklen Zeiten
Bergen die dunkle Blüte „Lebewohl“. . . .

Die blüht mit ihrem Gift uns zu bereiten
Hauch Einsamkeit, der trennend töten soll.

*

Das wird in Fernen sein, die wir nicht wissen —

Wohl hinterm Tod — O dass uns traumlos sei
Das ganz getrennt-sein dann. . . . ! Und dass kein Schrei
Der Seele dann schluchze in Finsternissen
Der unbewegten Zeit! . . . Es ist im Tode
Noch Süssigkeit . . . das letzte Lebewohl
Liegt tiefer, das uns einmal kommen soll
Am Rand der Sternennacht — — wo die Gebote
Der Liebe und des Lebens stumm verhallen,
Und wo die Seelen in den Abgrund fallen. . . .

*

Nun lächle du — und sieh mich an —
Wir wollen in den Morgen gehn,
In Frühlingsmorgen, wo nun schon
Die Kirschen ganz in Blüten stehen.

Und Mandeln stehen wo auf Beeten
Und scheinen rötlich in den Glanz
Des Morgens; der hüllt unsrer Seelen
Tauschwere und nachtdunkle Trauer
Mit einem Silberlächeln ganz.

Dies ist die süsse Gegenwart,
Die gleitet sacht, die gleitet leise,
Man merkt es kaum, man lächelt hin,
Und man vergisst so Fahrt und Reise. . . .

Wir wollen in den Garten gehen,
Da blühen Kirschen, Mandeln schön . . .
Wir sind schon heim. Die Bäume stehen
In Glanz. — Wir sehn uns lächelnd an. —

DAS BRUNNENLIED.

I.

Der Brunnen singt im kühlen Hof. (Laut steht der Tag
Mit Stoss und Schlag um ihn. —) Er singt.
Der Tag ist lauter doch mit seinem Mühetun; da mag
Nicht jeder hören, was das Wasser klingt.

Es plätschert, rieselt, singt, in steinern Trog —
Ein kühles, gleiches, monotones Lied . . . .
Aber der Tag ist laut und überschreit ihn doch —
Der Brunnen singt und rauscht und wird nicht müd.

Und in den Atempausen dumpfen Tuns durchbricht
Das stille gleiche Brunnenlied die Hülle
Des um es Seienden mit kühlem Licht,
Mit seines einfach-tiefen Liedes Fülle.

Und wieder schwillt des Tages Wort und Ton
Mit rauher Stimme an — bis dass er müd
Sich legt. — Da ist der Abend schon
Mit seinem Dämmern. Und das Brunnenlied

Wird dunkel-silbern, fremd. Und singt und singt
Die ganze Nacht . . . . so ewig gleich, so weich.
Und macht nicht müde, wird nicht müd', und klingt
Wie eine Stimme hinterm Erdenreich;

Die singt das ganze Leben — und kein Tag,
Kein Lärm und Schicksal überschüttet sie —
Der Brunnen singt die ganze Sommernacht —
Und singend, zitternd, ist die Seele wach —
— Sing meine Seele und versiege nie.

II.

Als bliebe diese Nacht nun stehn
Von Ewigkeit zu Ewigkeit —
Als sollten diese toten Fenster
Des Schlosses ewig niedersehn
In eine ewig gleiche Stille,
In eine ewig tote Zeit
Und in ein ewig blasses Licht
Vom Mond, auf Steinen hingebreitet
Im Schlosshof, blass wie weisser Sand —
Und ist kein Fuss, der dunkel schreitet
Durchs Helle, Fahle. — Tot, — gebannt
Ein Bild. — Und nur der Brunnen spricht
Und spricht und spricht. — Die ganze Nacht.

Als bliebe diese Nacht nun stehen —
Ein Bild, gegossen und versteint . . . .
So ausser aller Welt, vergessen . . . .
Der kühle Brunnen rauscht und weint . . . .
Ist keine Seele, die erwacht
Aus Kammern, Sälen und Verliessen,
Die Schönheit dieser Nacht und Stille
Stumm wie ein Träumen zu geniessen . . . .?
Ein Hauch nur fährt durch weisse Helle
Des Monds. — Der Brunnen rauscht und rauscht. —

Wie hat die Nacht so irre Augen —
Wie ist so blind die Einsamkeit —
Wie blickt so tot das kühle Grauen —
Wie steht so starr die tote Zeit —
Wie scheint der Mond so weiss wie Sand
Im Schlosshof auf den kalten Steinen . . . .
Und silbern übern dunkeln Rand
Rauscht kühl das monotone Weinen . . . .

Was hat die Nacht so grüne Augen —
Was hat die Stille dunklen Blick —
Was hat der Brunnen tiefes Rauschen,
(Wie ausser Leben und Geschick —)
Und will kein Auge niedersehen

Aus toten Fenstern in die Helle:
Ins tote Bild, das wie versteint
In ungreifbarer blasser Stille
Steht . . . Und der Brunnen singt und weint
Und singt und weint durch tote Zeit,
Als bliebe diese Nacht nun stehen
Von Ewigkeit zu Ewigkeit . . . .

IM VORUEBERGEHN.

Hebt die Nacht die grauen Schwingen
Wie ein Riesenvogel, schwebt
Weit, hinweg, — — sind alle Dinge
Schon vom Morgenrot belebt.
Licht strömt. Aus Verborgenem tritt hervor!
Sieh, die Welt liegt ohne Saum und Tor.

Und schon findet dich im Schreiten
Eine Strasse, die zu weiten
Unbekannten Fernen führt. . . .
Und im hellen Gehn und Gleiten
Siehst du Dinge beider Seiten,
Die dein Blick wie leiser Hauch berührt.

Geh vorüber, weile nicht,
Alle Welt steht schön im Licht.

Geh vorüber, weile nicht . . . .
Wenn die Halme an dich streifen
Zitternd — —: lass dein Herz die blaue Ferne greifen —
Lass die Blicke auf den Dingen liegen
Oder bunt wie Falter flackernd fliegen — —
Alle Welt steht noch im Licht. . . .

Wo die morgenfrühe Reine
Kühlbetauter Wiesen leuchtend blinkt,
Wo die dunkel-feierlichen Haine
Eine Drosselkehle süss durchsinkt — —:
Wo die Blumen gelb und weiss im Grase
Einsam -selig stehn,
Wo die weissen Birken an der weissen Strasse
Wispernd und mit wehnden Zweigen stehn — :
Geh vorüber durch den Hauch und Licht,
Durch dies Leben, quellend, bunt und dicht.

Lächelnd im Vorüberschreiten
Lass die Blicke gleiten, gleiten
Drüberhin, drüberhin . . . .
Tausend-hauch und-blick zur Seite will dich segnen —
Eine Ferne, endlos, will dir noch begegnen . . . .
Alle Welt steht noch im Licht,
Geh vorüber, weile nicht.

Trägst in Herz und Kleid den Hauch,
Duft und Wehn aus allen Dingen
Dir zur Seite: Blume, Strauch,
Licht und Tau und Vogelsingen — — — —

Trägst den Duft in Herz und Kleid,
Trägst das Glück auf roten Wangen — — —
Und der Glanz ist zart und weit
Ueber dich und alle Welt gehangen . . . .
Nimmst im hellen gleichen Wanderschritt
Alles Glück aus allen Dingen mit.

*

Deine Seele fühlt es selig lasten.
Immer neu zu beiden Seiten drängt
Dicht heran, dir Hand und Fuss und Wange anzutasten:
Blume, Halm; und Ast, der voller Blüten hängt — —

Geh vorüber (weile nicht)
Tiefer in das Blau und Licht . . .

Tiefer in das Blau und Licht
Geht dein Schritt, die Dinge gleiten,
Dir vorbei auf beiden Seiten:
Traum und Schatten, — überflirrt
Schwül von Dunst und Duft und Licht,
Das nun leise müde wird —

Eine Stimme dunkel spricht:
In die Kühle grauer Stunden
Muss dein weisser Weg sich runden. — —

*

Und nun schwebt aus Gras und Rohr
Weiss der Abend schon empor —
Geh vorüber, weile nicht:
Gross und fern steht rot das Licht —
Alle Welt ist ohne Saum und Tor —
— — — —
Eh du selber dich noch heim gefunden,
Muss sich in die violetten Stunden
Deine Strasse und dein Sehnen runden.
— — — —
Wo der Wald sich vor die Ferne stellt
Schwarz und steil: — ist eine Wand der Welt —
Aus dem letzten Licht des Abends tritt herein
In das Dunkel, du sollst einsam sein. —

Mag die Seele noch im Traume schreiten
Aus der Stille dunkelnder Verborgenheiten.

HEIDE.

I. (Der Sonntag.)

Mit einem leuchtenden Gesicht
Wie Freude, lauter Freude

Steht feierlich und rührt sich nicht
Der Sonntag auf der Heide.

Und seine schöne Stimme spricht
Durch klare Morgenfrische
Wie ein sehr liebliches Gedicht
Im ersten Wehn der Büsche.

Und seine ganze Innigkeit
Will alles überstrahlen,
Die unbewegte Einsamkeit
Der Heide übermalen

Mit Licht, mit feierlichem Licht,
Das soll die Freude bringen. —
Er steht und steht und rührt sich nicht,
Bis erste Kinderstimmen hinterm Dorfe singen.

II. (Heidegang.)

Und es tröpfelte wie Tau und erster Regen
Aus den Pappeln, und die standen
Mir zur Seite, an dem Weg, den ich am Abend ging.
Alles Land war grau, und meine Augen fanden
Nichts zu schauen, als den Rieselregen, [niederhing.
Der vom Himmel auf die Pappeln, auf den Sandweg

Und in meinem Mantel ging ich dunkel hin,
War von Angst und Denken schwer umhangen,
Eine Wolke, die vom Abend zieht,
Leise war im Sand mein dunkles Gehn
Und erstarb im Rauscheregenlied — —
Und da kam es leise angegangen —

Lautlos kam es, und ging mir zur Seite,
Atmete den Duft aus mir und sprach:
„Warum lockst du mich aus Grau und Weite?
Warum zwingst du mich dir nach
Aus dem Tau und Grau der Heide,
Da ich untern Kiefern schlafend lag — —?“

„Wer bist du?“ Es lachte, dass ich schrak.
Und der Dunst vom angstvoll schnellen Gehn
Stieg aus mir. Es lachte und es sprach:
„Hast du mich noch nie gesehn?
Ich bin aller Heide Trauer, Einsamkeit,
Aller Heide Schmerz, — und was sich weit [schreit.
Sehnt und was in manchen Nächten durch die Landschaft

Als der Duft aus deinem Leibe stieg
Und ich hörte deines Wanderns Schritt,
Wacht ich auf. Und geh nun mit dir mit.
Ich bin hungrig. Lass mich atmen.“ — — Und ich schwieg.

„Wohin gehst du?“ frug es. Sprach ich: Weit.
„Woher kommst du?“ — sprach ich wieder: Weit.
„Und dazwischen liegt die Traurigkeit,“
Sprach es grinsend, „liegt das Leid.“

„Sieh, ich bin das kalte Heidegrauen,
Kalt und leise spricht mein Mund,
Dass es nicht den schwarzen Heidehund
Aus dem Graben lockt — — der bringt dich um.

Lass mich atmen Duft aus deinem Leib,
Ich bin hungrig. Ach mit dir zu gehn —
Durch den Sand im Regenrauschewehn,
Ist so süss. Geh langsam oder bleib.
Und sei leise, denn der Hund geht um.“ —

Angst und Dunst aus meinem Leib wie Rauch
Stiegen auf, und immer ging es mit.
Schauer froren kalt wie Winterhauch
Ueber mich. . . . Und Schritt an Schritt
Ging es mit mir durch den Sand,
Dass die Angst mir feucht im Auge stand.

Regen rauschte. — Dichter ward die Nacht.
Dunkel hin am Wege Baum an Baum — —
Dampfend ging ich in der Angst. Und kaum

Wusst ich, dass ich ging. Und dann
Endlich stand ich da und sah die Lichter an,
Die vor mir im Dunkel gelblich standen.
Und da hab ich wie ein Kind gelacht.

Aber hinter mir verschwanden
Leise Schritte in der Nacht im Heideland;
Und ein leises Weinen mit ihm schwand
In das Heidedunkel. — Und verklingt. —
Eine Strasse. Lichter hin in Reihn
Ziehn mit Armen mich ins Dorf hinein.
Eine Tür steht auf: da tret ich ein,
Wo ein Kind am Herde sitzt und singt.

III.

Wie Mantel und Schicksal umgab mich das Land;
Land meiner Liebe . . . . Land Einsamkeit.
Wie ich tief deine Schönheit verstand,
Deine Schrecken, Deine Grauen — —
(nun liegt das verschneit
Und weit — — — — — —)
Süss, süss die Abende; zwischen den Häusern zu gehn . .
Den wenigen; die dunkel, breit, massig stehn —
Licht hinter Gardinen und Vorhang . . . Stimmen. .
[Einmal Gesang. . . .

Süss still geborgen sich fühlen im kleinen, leisen
Leben der Stille — und kaum noch wissen
(Fern im Gefühl) —: das Land und die Weite,
Die nackte Leere, die Finsternisse:
Hinterm Dorf, wo die Wege allein
Entwandern, und wandern. . . . Ach nur so leise
Dies dunkle Grauen — die Weite. — Wie süss,
Herbsüss der Geruch der Herde ist. . . . Und Kinder singen
Zum Spiel noch auf grauen Strassen:
Huschende Schatten. — Wie weich den Dingen
Das Dunkel sich schiegt. . . . Und nun weissblonder Schein
Aus dem dunkeln Haus meiner Liebe. — Ich trete ein. . —

IV.

Des Wunders lächelnd staunend, das geschah,
Stand ich am Morgen leise fröstelnd, sah
Die Heide blitzend, funkelnd, übersät;
Als die Dezembersonne mild und spät
Hinter den Kiefern aufstieg . . . . Silberblinken,
Glitzern und Blitzen aller Nähe, Weite
Im Winterlicht. . . . Und broncen ein Geläute
Vom Dorf her: — Morgenglocken; — und ein Winken
Des Horizontes blauzart; fernklar, fein:
Wie hingehaucht. Und eine Stille dann
Fing durch das Strahlende zu wandern an, [allein.
Und fand auf weissen Wegen sich allein. . . . O, ganz

V. (Das letzte Haus).

Wo der graue Birkenweg im Heidekraut vergeht,
Ohne Spur verschwindet, wo die sieben Krüppelkiefern
Hocken, wo am Kolk ein klumpiger Wacholder steht:
Liegt das letzte Haus. Dahinter gähnt
Leere, Leere — liegt das tote Land;
Moor und dunkle Heide, weisser, toter Sand —

Aber in den Dämmerungen, wenn im letzten Haus
Schwaches Licht aufgeht und graue Nebel
Spitz durchsticht, geht um das Haus
Grauer Mann, der aus der Leere kam.
Eine Stimme spricht her und ein Atem weht
Aus dem toten Land — ein Schatten geht,
Kommt und geht hinweg. — Das Lichtlein scheint —
Drinnen beten sie zur Gutennacht.
Tiefer hängen um das letzte Haus
Tote Schleier. Stimmen wehen sacht
Und erschrecken . . . und das Licht löscht aus. . .

Sieben Schatten hocken um das letzte Haus,
Leises Wimmern noch aus Dunklem, da
Bang das Kind in Mutterarmen weint. . . .

VI.

Und aus der Heide weit, aus dem Dunkel kommt schwer
Ein Wanderer herein ins stille Dorf.
Alle Strassen sind dunkel, verlassen, leer,
Aus Fenstern und Türritzen ein matter Schein
Von Oellicht, Herdglut. Der Wanderer geht
Langsam die Strasse, zögert, steht

Und atmet tief. Ein Ruch von Torf
Aus allen Häusern, von allen Dielen,
O Heimatduft, o Herdgeruch
Und wo eine Tür aufsteht, kann man sehn:
Die Mütter am Herd stehn und Kinder spielen.

Der Wanderer geht die Strasse durchs Dorf
Und atmet die Stille und der Wohnenden Glück;
Und atmet Herdgeruch — o, so atmet der Torf,
Der Torf . . . .

Und nun ist die Strasse schon zu Ende.
Da steht der Wanderer am letzten Haus —

Entgegen streckt ihm die Heide die dunklen Hände —
Und zieht den Wanderer wieder langsam zu sich hinaus. . .

VII.

Ich schleppe mit mir alle meine gewesenen Tage,
An meinen Füssen klebt klumpige Erde,

Alle meine Schicksale sind unvergessen,
Mein Leben ist immer heute; und nie vorbei
Alles was war ... Ich habe ein Herz wie die Sonne;
Ich sättige Erden mit Licht und wandle einsam.

| |

Weisst du, wenn die Birken blühten
An dem weissen Sandweg? Birken blühten
In die graue Märzluft. Blass
Hing an Hecken graues Nass —
Aber deine Backen glühten
Kind, du Schlanke, deine Backen glühten.

Weisst du, wenn die Blüten fielen
In den gelben, weissen Sand —
Tastete wohl meine Hand
Zwischen all den dunkeln, vielen
Dunkeln Blütchen mit den weissen Stielen
Weich im Sand. . . .

— — — —

Leise wie ein Schweigen ging der blasse Tag.
Unsre Schritte weich in Dämmerung
(Die uns hüllte) gingen heim. Da lag
Wohl ein Traum auf uns, so birkenjung —:

Birkenschlank und Knospenperlen tragend —
Eine Blütenmelodie tiefinnen sagend —:

„Von dem Licht, das werden mag. . .“

| |

Wie Qual wars: an den feuchten Tagen
Am offnen Fenster ganz allein zu stehn
Und in die graue Luft still hinzusehn —
Und Jugend, Jugend schwer wie Glück zu tragen;
Und einsam sein. . . . Wie schwangre Frauen waren
Die Tage, die so scheu vorübergingen,
Perlen im Haar, und mit verborgnem Singen —

| |

Dann ging ich wortlos wohl und langsam weisse Wege,
Allein und liess aufs Haupt mir weinen
Aus vielen Bäumen sacht Vorfrühlingsweinen.
Und blieb bei einer Birke stehn, dass ich
An ihre weisse Rinde meine Wange lege

VIII.

Dunkle Buchen im Frühling
Stehen an grauen Nachmittagen
In blasser Luft.

Weisse Birken sind wie nackte Frauen,
Die in den weichen, stillen Tag
Ihre Sehnsucht hinhauchen. —
Ihr Haar perlt.

Aber ein Morgen entfaltet sich aus dem Grau
Und strahlt Licht . . .
Aus überstrahlten Kronen der Birkenfrauen
Und dunklen Buchen spricht,
Singt, singt silber und grün ein stummes Lied
Erste Blättchen in zitternden Wipfeln —
Wispern ins Licht.

IX. (Mai.)

Das Licht fliesst wie ein Segen
Hin über Maitags Grün,
Schwankende Wildnis, weisses Blühn,
Licht rieselt aller Wegen
In grauen Sand und braune Heide hin.

Wimpel und Schleier wehen
Mir selig überm Haupt,
Lichtsäulen schwanken, stehen —
Mich sehnt: hinwegzugehen —
Mein Herz hat solche Tage nie geglaubt . . . .

Mir ist so reich geworden
Die stille Einsamkeit . . . .
Ich gehe durch den Morgen
Wie durch ein überreiches Glück, dem mein
Herz nichts mehr zu erwidern weiss . . . .

Mich sehnt, still zu verschwinden
Und in der Einsamkeit
Das einsamste zu finden: —
Das nichts mehr sieht und weiss . . . .
Das aus den stummen Gründen
Blind wachsend, wachen Tagen
Sein unbewusstes stilles Leuchten weiht.

X.

Mich sehnt: auf leichtern Füssen
Und schwebender zu gehn.
Mich sehnt, als wie ein Grüssen
Ueber das Land zu wehn —
Mich sehnt ganz zu verfliessen
Und leuchtend aufzustehn: —

Mich sollen Strahlen saugen
Wie Wasser aus dem Grund,
Ich will aus Blätteraugen
Hinscheinen . . . mich soll hauchen
Ein blasser Blütenmund.

DIE STIMME DER GROSSEN STADT

Ist wohl im brüllenden Lärm der grossen Plätze,
Im lauten Gerassel und Läuten befahrener Strassen

Tot.
Denn das Brüllende, Gellende, Laute ist keine Stimme,
Und ist nicht mal Rauschen und Schreien —
Es ist nur: laut . . . .
Die Stimme sitzt tiefer und schläft.
In den stillen Stunden vor Morgen
Will sie scheu, dunkelsilbern, bluss,
Zu tönen beginnen:
Aber schon ist das Licht da, und schon erwacht
Aus der Nacht das vielgestaltige Ungeheuer. —
Da duckt sich die Stimme wieder
Hinab . . . . [Wesens ist . . . .
Denn alle Stimme hat etwas vom Menschen und was seines
Doch auf den grossen Plätzen und in den befahrenen
Der grossen Stadt [Strassen
Ist keine Stimme; ist die Entfaltung alles brüllenden
Ungebändigtseins.
Und ist doch schön . . . .

Ich stehe oft und sehe zu. Mein Staunen legt gross
Sich drüber, und eine Weile — (eine Weile nur —)
Seh ich alles in Schwebe, als Bild und schön . . . .

Aber schon geh ich wieder — und suche die Stimme,

Die Stimme der grossen Stadt . . . .

— — — —

Die Stimme der grossen Stadt ist milde,
Ist leise; nur zwischen mild und leis
Ist wohl ein Heiseres und unfriedliches Lautes,
Das aufsteht und sinkt. Und versinkt.
Die Stimme der grossen Stadt klingt in den Höfen,
Wo Kinder singen, lachen, weinen,
Wo sie mit Kreiseln spielen und Ball fangen.
Wo eine Mutter vom vierten Stock herunter ruft
Ihrem Jüngsten.
Das ist die Stimme der grossen Stadt:
Wie Sonne in stickigen Dunst scheint
Und ihn schön macht . . . .
Oder in stilleren Strassen — wo wie Aufatmen
Und Ausruhn, in Pausen, das Leben geht, — fast so sanft
Wie in kleinen Städten oder in Dörfern, am Vormittag
[oder Nachmittag. —
Die Stimme der grossen Stadt ist mild und leise
Und manchmal heiser. Denn sie ist alt vor der Zeit —
Sie sollte jung sein. Und kann es nicht sein . . . .
Denn sie ist die Stimme der grossen Stadt, —
Die altert jedes Leben vor seiner Zeit . . . .

— — — —

So aber singt die grosse Stadt in den Höfen und stilleren
[Strassen:

„Mir ist eine Stimme gegeben wie den Menschen, zu
[singen das Leben,
Mir ist eine Stimme in Wildnis und Hitze gegeben . . . .
In Frost und Staubdunst. Eine Stimme, und die ist alt,
Die blieb von Kindheit und Reinheit unberührt, kalt . . . .

Wenn die Sonne scheint am Morgen oder Nachmittag —
Oder wenn blanker Frost auf Dächern und Steinen lag —
Oder wenn Weihnachtsschnee schön wie ein Wunder fällt —
Hat meine Stimme wohl süss-leises aus Ueberwelt —

Wenn der Wind kalt in die Schächte und Höfe bläst,
Oder rieselnder langer Regen ohne Trost uns lässt —
(Und macht die Strassen und Häuser schreckhaft fremd,
Eine wahnsinnige Fabelwelt, die niemand kennt —):

Ist meine Stimme wie Weinen aus grauen Mauern, —
Ich bin die Stadt mit der Gleichgult und dem trostlosen
— — — — [Trauern —
Mehr Sonne müsste sein und weniger Weinen —
Und in weniger Staub müsste das Licht — (o das Licht —)
[scheinen:
Doch meine Stimme ist alt vor der Zeit. — Was geschieht,
Geschieht ja d o c h. Geschieht ja doch. — Und ich sing
[nur das Lied.“ —

DER KREIS DES JAHRES.

I.

(Sylvester.)

Stoss ab vom Land. Und wieder fahren
Wir leise schon im stillen Boot,
In Nacht — eh wir geborgen waren — —
Und schauen aus, vor uns, wo weit
Sich wieder dehnt das Ungewisse, —
Wartend aufs erste Morgenrot, —
Das durch die schweigende Einsamkeit
Soll schauen durch die Wolkenrisse. . . .

Dann soll der Tag das Meer erhellen
Mit seinem klaren, kühlen Licht —
Wie unser Boot auf ab die Wellen
Hinaufsteigt, steht, hinunter gleitet —.
Und herben Wind im Angesicht
Sehn wir dann, wie sich endlos breitet
Das Meer — und sehn am Horizonte
Trauminseln, golden rot besonnte. . . .

Wir fahren zu. Durch Nacht und Schweigen.
Die Wasser rauschen monoton —
Wir fahren zu, der Tag will steigen,
Da schauen wir voraus die Bahn —
Wir fahren zu; — Meervögel kreisen,

Noch um uns her — und sind entflohn —
Wir fahren zu, mit einem leisen
Plätschern und Schaukeln fährt der Kahn.

II. (Blauer Tag.)

Nun ist die Welt im blauen
Rauch wie entrückt, verblasst.
Ich geh im Schneefeld leise,
Langsam, ohne Hast.

Die graue, blaue Weite
Kam uns ganz nah und fliesst,
Schwebt, — hüllt die ganze, leise
Stille des Wintertags, — grüsst

Die gegenwärtige Nähe
Und die Stadt, die Gärten und spricht:
Ich bin das Graue, das Blaue,
Das zwischen Nacht und Licht.

Ich bin die Farbe der Seele,
Ich bin der verträumte Blick,
Ich bin weither gewandert
Und bleibe ein kleines Stück. —

Dies ist ein Tag im Blauen
Und eine blaue Welt;

Geht leise, euch soll nicht grauen,
Wenn abends der Nebel fällt;

Dann muss die Welt verfliessen
Im Grauen, Blauen — und dann
Ein blauer Tag ist zu Ende,
Und die schwarze Nacht fängt an.

III.

Glocken übers Schneefeld — über weisse,
Blaue Wintereinsamkeit. So dunkelblond
Taucht das Summen auf vom Horizont

Und geht wandern. Auf der weissen
Fläche. Pfadlos. Hat so weichen Gang,
Traumhaft. Langsam, langsam. Feiersang.

Jeder Ton trägt eine dunkle Schleppe. . . .
Langsam, langsam, dunkelschlank
Uebern Schnee mit weichem Fuss und Gang

Wandern wandern her vom Rande
Uebers Scheefeld . . dunkle Frauen
Und verschwinden sacht in blauen

Nähen, Weiten. — Nun noch eine

Letzte tastet übers Schneefeld her,
Findet keine Schwestern mehr,

Sucht und tastet. . . Leisen Fusses
Uebers Weisse, summt und weint —
Und bleibt stehn und schläft im Schneefeld ein. . .

IV. (Regenlandschaft.)

O, die Schönheit trüber Winterstunden,
Tage, blass und regengrau wie frühe Nacht,
Silberfeuchte ihr, hab ich euch mir gefunden
Wer hat meine Augen nun so hell gemacht?

Als ich ging auf weichen, nassen Wegen
Durch das Feld, kam mir das Glück so reich
Und der schöne Blick: ins nasse Weich
Grauer Landschaft all mein Herz zu legen. . .

Regen tröpfelte von allen Zweigen,
Aber als ich eine weisse Birke fand,
Legt ich an sie meine rote Hand:
Einer Seele all mein Glück zu zeigen. .

Danach an den schwarzen grauen Hecken,
Hingen Silhertropfen viel und dicht,

Zartes, kühles graues Silberlicht,
Leise scheu ging ich vorbei, dass es nicht schrecke,

Dass kein Tropfen falle. — Dann im Weiterschreiten
Winkt ich lächelnd mit der Hand —
Uebers graue, regennasse Land:
Graublau stand der Wald in Dunst und Weite...
— — — — (Wald.)
Hier ist aller Tropfenfall wie kühles Singen
Grauer Tag wird Dämmerheiligkeit. . . .
Hier will jeder Ton endlos verschwingen,
Wenn er von den Dingen sich befreit . . .

Zwischen Stämmen hin mein Fuss wie sinnend —
Geht und steht... Mein Blick, mein Lächeln schwebt
Auf dem Moderlaub, auf feuchten Aestchen, — hebt
Blasse Feuchte auf, wie traumbeginnend:

Eines Innenliedes Töne fühlend,
Zwischen Stämmen starr und gross und grau
Schwebt der Abend nun wie Nebeltau,
Tücherwehen, mattes Märchenblau —
Alle Wirklichkeit so süss verspülend . . . .

Nun an Tannen hin, grünschwarze Mauer,
Tastend, atmend fühl ich ihren Duft —

Durch die totenstill gewordne Luft
Fühl ich, wie ins aufgeregte Blut mir ruft
Nun des Dunkels sacht begonnene Trauer. . . .

V. (Vorfrühling.)

Die frühen Abende dunkeln
So feucht und silbergrau.
Mit blindem Schatten und kühlem
Frühlingsabendtau.

Es bleibt im Abend ein Warten; —
Ein Atemloses, das bebt —
Das hat im Tag, im blassen
Licht noch nicht ausgelebt.

Die Bäume stehn wie in Demut,
Die Hänge warten so fromm:
Ein stummes wartendes Beten
Sagt in den Abend: komm — —

Die Amsel sang noch. . . Im frühen
Abend kein Stern und kein Licht —
Nun wartet, still zu empfangen,
Mit dunkelblassem Gesicht

In das weiche, graue Schweigen:
Der Baum und der Garten, das Land. . .

Der Abend tastet; da zittert
Es kühl unter seiner Hand.

VI. (März.)

Nun sind die Tage so herb und bleich
Wie schlanke Jungfrauen. .
Die still mit verträumten Blick
Ins erste Licht schauen.

Das fliesst so zögernd, so mild und weich
Ueber Gärten und Felder —
Und legt ein sanft Lächeln hin
Um die Stirn dunkler Wälder.

Die Tage gehen so scheu und schlank
Mit zitterndem Lächeln
Vorbei — — und horch nun tönt
In ihr herb-süsses Lächeln

Erster Drosselgesang. . . .

VII. (Und wieder Frühling)

Und wenn ich singe nun ein Kinderlied,
Voll Klingens, soll niemand mein Gesicht,
Das alt wird, ansehn. . . .

Und wenn mein Herz erschrickt vorm Frühling, der
Und winkt ganz leise, [schon steht
Soll hinter meiner Jubelstimme niemand mich ansehn...

Es ist genug, dass meine Stimme singt
(Rein singt und jugendhell)
Und grüsst den Frühling.

Ich schäme mich so oft im Leben,
Nur meine Stimme ist ganz kinderrein
Und ohne Scham....

— — — —

Dies ist der schönste Frühling: Die Parks
Und Gärten werden so hell und klar
Von Licht . . Des Gärtners Harke
Bringt alles alte hinweg . . . Kein gelbes Laub
Hängt mehr in den Zweigen. Aber nun ist
Ein grüner Hauch über Syringen und Jasminstrauch
Ueber Schneeball und Weide hin,
Ein ganz scheu seliges Flimmern
Ersten Grüns im Licht:
Ein weitmaschiger Schleier,
Hingehängt über die Büsche,
Ein seliger Hauch aus dem Mund Gottes. . . .

— — — —

Und sieh wie die weissen Glöckchen schaukeln im
Am Wegrand. — Bunte Krokusblüten [frischen Wind
In dunklen Beeten —! Und in das Schweigen
Ein morgenselges Drosselflöten —
Barhaupt geh ich die Gartensteige:

Als wär ich noch in Löckchen, blond, rosenrot ein Kind ...

VIII. (Ostervorabend.)

Und das ist gleich nun, was es sei,
Das schattend über mich hinfährt,
Den Blick hüllt und das Fühlen gross
Dunkel — geheimnisvoll beschwert ....

Es ist wohl gleich — was es auch sei: —
Der Abend? eine Wolke gross?
Ein grosses breites Engeltuch?
Ein Vogel der vorüberflog

(Durch starres dunkelndes Geäst
Heim nun ins Nest)? Was es auch sei: —
Im Dämmer dröhnt metallen stark,
Das grosse, dunkle Einerlei

Der Feierglocken . . . Abendschwer
Und abenddunkel. Ton in Ton

Verwebt, verschwebt, gerauscht, gesungen —
Und in das Dämmern schon entflohn . . . .

IX. (Ostern.)

Kinder gehn in hellen
Frühlingskleidern schon die Strasse lang.
Leise warme Wellen:
Licht und Wärme, Stimmen, Vogelsang —:
Fluten, rauschen leise, laut, und tragen
Unser Träumen, Sinnen, schaukelnd fort —
Und im Sehnen, unser Glück zu sagen:
Finden wir doch nicht das rechte Wort.

X. (Ostern.)

Das ist des Lächelns Wiederkehr,
Das Christus lächelte, als er
Sein Leiden trug und seine Schmach —
Das Lächeln, das wie selges Licht
Auf seinem blassen Angesicht
Mit ihm aus dunkler Erde brach. —

Das ist des Lächelns Wiederkehr:
Es liegt ein sonniges Besinnen
Auf Strassen, Gärten . . Und nun beginnen
Die Glocken feierlich und schwer
Und dunkel-gross ihr stolzes Tönen

Mich aber führt ein Ahnen, Sehnen
In meine Heide; und da ist
Die grosse, selge Tat des Christ:
Das Lächeln, schimmernd hingegangen
Auf blühenden Birken, Weidenstrauch,
Auf Wiesen, Knicks — und leis im Hauch
Legt es sich auch auf meine Wangen . . . .

XI. (Himmelfahrt.)

Schon vor Tag im ersten blassen
Frühen feuchten Morgengrau
Fangen Vogelstimmen an zu singen
Meine Heide liegt im kühlen, nassen
Unberührten Silbergrau,
Das der Frühligsnacht aus dunklen Schwingen

Niedertroff. Die Föhrenhaine
Stehen noch wie stumm und tot,
Oben nur die Zacken, Spitzen
Flimmern schon im Morgenscheine,
Da verschwebt das Morgenrot,
Wenn die ersten Strahlen blitzen

Schwirrend. . Dass das Morgensingen
Voller in das Leuchten schwillt

In die Heide niederregnet. —
Dass der Glanz auf allen Dingen
Liegt — und silbern wiederquillt
Aus den Dingen, die gesegnet

Stehn, — und sinnen und nicht wissen,
Dass sie selig und verklärt
Schönheit sind und Schönheit tragen,
Die ihr dunkles Sein nicht wissen,
Das in Blüte, Blatt begehrt
Lächeln in die Welt zu sagen —

Birkenzweige wehen, wehen.
Leises Singen, Blatt zu Blatt
Vogelstimmen ohne Ende. —
Durch das Licht nun will ich gehen —
Das die Welt gesegnet hat:
Trägt mich wie auf sanften Händen. . .

XII. (Pfingsten.)

Und das war Lieblichkeit in jenen Tagen
Der Kindheit — —: junge Birkensträucher
Und Duft des Waldes selig heimzutragen.

Wir hörten leise Stimmen in den Zweigen,
Im hellen Glanz der Blätter, lächelten
Und fühlten unsre Seelen horchend schweigen.

Und dann war Lieblichkeit: im Morgenwehen
Des Festes in der Morgensonne
In all den Glanz der schönen Welt zu sehen.

In all den Glanz der schönen Welt zu sehen
Mit einem Lächeln und wie schwebend leicht
In die verklärte Landschaft hinzugehen. . . .

*

Mir ist ein Ahnen aus der Zeit geblieben,
Das überhaucht die Tage mir mit Duft,
Und im Erinnern steht mir aufgeschrieben,

Das leise, scheue frühlingjunge Singen
Der Birkenstimmen aus den schwanken Zweigen,
Die von dem Glanz und Klang hernieder hingen. .

*

Als wäre eine leise Hand gekommen,
Die Welt zu weihen, dass sie schöner sei:
Ist alles Trübe aus ihr fortgenommen —

Als finge eine Stimme an zu sprechen
Zu allen Menschen . . . von der Lieblichkeit:
„Ihr sollt die Freude euch wie Zweige brechen

Vom Baum des Lebens.“ Und als fingen
Die Schleier aller Frühlingsbäume an zu wehen
Und niegehörte Stimmen fingen an zu singen —:

„Noch ist die Welt nicht alt, und Gottes Geist
Geht wie ein Hauch und Wehen um, dass seine
Erfüllung uns mit Glanz und Freude speist.“

XIII.

Nun hab ich euch Düften des Sommers
Euer Geheimstes entlauscht,
Wenn ihr mit leisen Winden
Kommt und weiterrauscht,

Rauscht — und leise an Wangen
Und lächelnde Lippen euch drängt,
— Wie unsichtbare Schleier
Um Baum und Menschen euch hängt,

Und weithin rauscht bis Abend
Und durch die dämmernde Nacht,
In der ein leises Leuchten
Des Sommertags noch wacht. —

Ich weiss euer Allergeheimstes,
Denn ich trank euch bis zu Grund —
Meine Seele weiss euer schönstes
Wunder und Glück. Doch mein Mund

Will alles, alles verschweigen —
Er atmet die Seele satt.

Sollt euch wie Segen neigen:
Akazien-Linden-blüten, Jasmin und Rosenblatt.

XIV.

Ach was ist im Feld und Garten, auf den Wiesen:
Was uns mahnt, doch leise hinzugehn:
Morgentau liegt, und die Sonne scheint.
Ach die Einsamkeit steht über Feld,
Und an weissen Wegen fächeln Birken,
Und im Kornfeld lächelt roter Mohn.
Ach mein Herz ist Glück und stumm gewordner Jubel,
Und der Morgen überwältigt mich.

Dein Geheimnis will ich wissen, Pan!
Wo die Sonne schon den Tau getrunken,
An der Hecke, bin ich hingesunken,
In das Gras.

Dein Geheimnis —! O du Welt im Licht!
Deine grosse Seele schweigt
Durch die klare Morgenstille. —
Und vor aller grenzenlosen Fülle
Hab ich mich schon stumm geneigt.

An die Gräser, an den kühlen Klee
Leg ich Ohr und Angesicht:

Dein Geheimnis o du Welt im Licht!
Löse mich in dir, dass ich dich ganz versteh.

Dein Geheimnis, o du Welt im Licht!
Dein Geheimnis, unsichtbarer Pan!
Wie ein Spiegel hat sich mein Gesicht
Vor dich hingestellt — und meine Seele vor dir aufgetan.

— — — —

Schüttelt das Haupt, rauscht weht.
Birken im lichten Morgen.
Weithin leuchtend, weissgrün, steht
Ihr an den einsamen Wegen.

Einsame Wege ins Land —
Und die Birken zur Seite; —
Weisse Wege im Sand
Gehn in die blaue Weite.

XV.

(Akazien.)

Sommerahnen. Ausgleich aller Farben
In das grosse, dunkle Landschaftsbild;
Aller Buntheit Jauchzen, schleierlichtes Ahnen, stillt
Trunknes Sinnen. Schösse schliessen sich. Sehnsüchte [vernarben,

Die im Frühling bluteten wie weisses Leid;

Blühend in die blassen Frühlingstage ihre Zartheit
Aber diese reif gewordne Zeit [mühten. —
Hat die tiefern Düfte, golddurchglühten

Dunkeln Schönheiten: wenn Düfte schweben
Uberm Garten; lasten, flimmern, heben
Sich im heissen Wind und bleiben hängen
In dem dichten Laub über den Gartengängen.

— — — —

Hoch und hell im freien Wind
Fächeln, wehen die Akazienzweige
Süss hernieder, wehen reiche
Düfte, die noch süsser, süsser sind,

Wie die Früchte eines Wunderbaums,
Düfte, die tiefdunkle Schönheit tragen
(Und Erinnern, märchenhaft aus Tagen
Reinen Glückseins, nie erwachten Traums —)

Wie die hellen Zweige, wie die Blüten weiss
In der Sonne und im Winde schweben —
Eine abgefallne Blüte will ich heben
Aus dem gelben Kies — Und will mein Herz hingeben
Herz und Sinn, an diese dunkelsüssen

Düfte, die mein Herz so dunkel grüssen,
Wie ein dunkles Lied, das niemand weiss.

XVI.

(Akazien.)

Eh wir in die dunklen Lauben,
In die dichten, müden Schatten gehn,
Lass uns unter den Akazien lächelnd stehn,
In die hellen, schwankenden Zweige sehn,
In die schönen, lichten, wehenden Trauben —

Lass uns stehen, lächeln, atmen, schweigen;
Atmen tief und brünstig, niemals satt —
Immer wieder, tiefer, bis wir matt
Uns bescheiden, und die Blicke neigen,
Und die Seele — die das unbegreifliche der Düfte über-
[wältigt hat.

Weisse Trauben flimmern, schwanken, wehen
In der lichten Sonne, in der heissen,
Schwülen Luft. Und auf uns niederregnen
Duftge Wind- und Sonnentupfen, und die weissen
Blüten; dass wir wie gesegnet stehen. —

Und das lichte Gleissen und das Schwanken
Weisser Trauben fühl ich wie das Wehen
Fremder, schöner Geistgedanken —
Und der Duft ist Seele, den die Seele
Trinken kann, und dennoch nicht verstehen.

XVII.

(Die Laube.)

Da zittern weissgelbe Flecke im Grün,
Da zucken Schatten im goldenen Kies —
O du Sommergarten, in die Sonne gelegt,
Wie der Glutwind über die Hecken dir blies . . .

Und eine Laube ist dunkel gestellt,
Von zitternden Lichtern umspielt, umtanzt. —
An Wegen vor der Ferne, in endloser Welt
Ist dunkel-grün eine Laube gepflanzt;

Und gewachsen . . . . Und alle Wege gehn weit
Und kommen weither, und bleiben stehn
Vor der Laube . . . . Und drinnen die Zeit
Kannst wie ein junges Nüsslein im Laub hängen sehn . . .

(Und die Nuss reift und fällt ab und wächst aus dem Grunde
Und wächst hoch und dunkel mit Aesten schwer breit,
Weht über die Welt den Tag und die Stunde,
Und die Nacht und die Jahre und wird die kühle Ewigkeit)

Ist eine Laube gründunkel gestellt
In allem Sommer — und die Wege sind gold
Und weiss in der Sonne. O aller Welt
Haben Wege und Herzen ins Dunkle gewollt —

Da ging ich dann einwärts; zu ruhen und stumm
Zu sitzen, und sinnen, und da vergass
Ich alles. — Und mein Leben war um —
Und ich schlief . . im Dunkel . . und träumte das.

Als ich wieder trat aus dem dunklen Tor
Der Laube in den rötlichen Abendschein
Und in das kühle Wehen vor,
War die Welt neu — und ich war allein . . . .

Da trat ich wie aus dem Mutterschoss
In die Welt vor die Ferne — und da tanzte das Licht
Im Grün, in den Ranken — . . und ich lächelte blos
In den Tanz, in das Wispern, ins letzte Licht —

Ich gehe die Gartenwege hinab
Vor Abend zu sehn ins Blau, in die Welt,
Ist eine Laube im Sommergarten gestellt,
Dunkel vor aller Ferne, und stumm wie ein Grab.

XVIII. (Das Lied vom Kornfeld.)

Im Abendrot trat ich aus schwankendem
Dunkelgrün tiefer Wälder in die helle Ebene vor.
Und ging den weissen Staubweg zwischen Feldern
Und sah den Dunst der Ferne, sah: der Nebel

Stieg in der Tiefe, Weite nun empor — —
Schon schmeckte kühl und feucht die Abendluft, und
Nach junger Reife und nach Sommerduft. [schmeckte
Von fernen Dörfern letztes Summen
Bis vor mein Gehen legte sich mir zu Füssen. . .
Und dann war ich allein zwischen den Feldern,
Zwischen den gelben Sommerfeldern:
In schwankender leis wellender Kornflut.
Dann fiel die Vornacht wie ein Schleier —
Ueber mich und über die Kornflächen, —
Bis an den Rand des Himmels, an das Rot. —
In den Graumaschen
Verstrickt, fühlte ich: dass ich müde
Geworden war, und setzte mich ins Gras
Ans Roggenfeld — und träumte da,
Und legte meinen Kopf in Aehren, roten Mohn
Und blaue Kornblumen. — Und der Duft
Sang mir sein Lied. . . Und so am Boden liegend,
Fühlt ich das Rauschen alles Korns wie Wald.
So aber sang das grosse Heer der Kornfelder:
„Wir sind die blonden Heere aus Gottes Hand —
Ueber die Wüsten und Meere und Heiden und Steppen
Wir sind duftendes Gold überm Land. [gesandt.

Wir sind die leisen Heere und bringen Frieden

Aus Osten und Westen, Norden und Süden —

Wir bringen die stillen Tage und den Blick ohne Sehnen,
Und das stille Genügen; und das ganz leise
Aufatmen der Seele wie nach grosser Reise — —
Wie ein lächelndes sich-an-den-Zaun und an die Haus-
[tür-lehnen.

In unsern leisen Fluten und goldgelbem Einerlei
Ist alles Verworrene, Wilde vorbei —
Und der reife Sommerwind streift sacht und macht kein
[Geschrei —

Und die Dorfglocken summen morgens und abend schön
Ueber die blonden Heere hin, die weiter ziehn —“

So sangen die Felder, das gelbe Heer. — Und
Da sprach auch eine dunkle Stimme aus dem Grund —:

„Ich bin, das ihr überwunden habt,
Das Euer grosser gelber Heerzug im Grunde begrub — —

Ihr seid das grosse goldne, das friedstille Heer —
Aber von der Armut, von der Steppe weiss niemand mehr.
Ihr seid der letzte, der gesegnete Zug,
Auf Euch ruht der Blick und sagt: Das ist genug!

Aber alle Wildnis, alle Armut, ist vorbei —
Alle Steppe, alles Dunkel in dem grossen, goldnen
[Einerlei. —“

Und die Aehren sangen leise: „Ja wir machen alles satt —
Alles Sehnen, allen Hunger, der so lang gehungert hat —

In der grossen Flut von unsrem Heere legt sich abend-
[dunkel, matt
Alle Menschenseele . . alles Auge, das sich blind ge-
[sehen hat. .“

Und in der Nacht schlafend im Kornfeld träumte ich:
Die grosse Geborgenheit in der Fülle. Und die Welt
War nur ein Kornfeld noch: und die Flut
Der goldenen, gelben Sommerfülle wogte sanft
Auf-nieder: raschelnd, Halm in Halm,
Sprachs in mein Ohr im Traume, dass ich
So leis geschaukelt fühlte. . .: So ist All-
Erfüllung da. . . Und kein Erwachen Not. . . .

XIX. (Das Lied der Aehren.)

Nun das Blau über den Dörfern in den Abend steigt,
Und das Grillenheer am Feldrain geigt . . . .

Wo zwei Streifen Gras den weissen Staub geleiten
Und die gelben Felder tief und weit sich breiten

In das Grau der Ferne, in das Abendblau — —
Schon schmeckt kühl die Luft nach Abendtau —

Auf der hohen Flut, die mir zur Seite
Steht — kommt es gelaufen aus der Weite:

Welle, Welle, — und ein Singeton,
Und verflossen und verklungen schon. . .

Wo im Grau am Rand die Grillen geigen,
Will ich sitzen und mein Haupt hinneigen

In die Aehren, in den roten Mohn,
In Kornblumenblau und leisen Singeton. . .

Was die Halme schwingen, Aehren läuten,
Will ich hören, und ihr Lied mir deuten:

„Aus der grossen, grossen Gotteshand
Sind wir hingeflossen übers Land,

Eine goldene Erfüllungsflut,
Und dazwischen Tropfen rotes Blut —

Und dazwischen Tropfen Sehnsuchtsblau . . .
Wenn der Abend sinkt mit kühlem Tau,

Namenloses in den Lüften hängt —
Und die frühe Sommernacht anfängt —:

Sind wir schön wie nie; und leise singen
Wir das Lied der Fülle, die wir bringen;

Wir das leise Lied der reifen Samen,
Lied der Stillung: Lied des Ja und Amen;

Lied des Abends und der reifen Blicke, —
Und des Endes und des Ruhens aller Geschicke.—

XX.

(Spätsommer.)

Marienfäden grau und blau —
Septembersonne scheint so mild
Und müde übers weite Feld — —

Ein Schleier hängt wie blau und grau
Dünn überm sonnigen Landschaftsbild,
— Leis geht der Tag und danach fällt

Der kühle, reiche Abendtau,
Im Dämmer schauernd. Und dann schwillt

Spätsommerduft von allen Beeten
Der Gärten auf —; wo die Reseden

Scheu ihr farbloses Sein verhauchen;
Und letzter Rosen letzte schwüle
Düfte erlahmen in der Kühle
Der Nacht . . . . Ich will mein Angesicht
In einen Strauss von kühlen, feuchten
Astern und Georginen tauchen,
Daran die grauen Tropfen leuchten
Des Taus im gelben Mondenlicht. . . .

XXI.

(Frühherbst.)

Glührot rankt der wilde Wein am Gitter noch,
Kühle Morgenwinde zittern, gleiten
Leichthindurch; und bunter Herbstgeruch
Von den Beeten, Rasen, die sich breiten

Schwebt im Wind . . . und hat den müden, feuchten
Hauch des welken Lebens. — Leise, leise
Tropfts aus bunten Kronen in den Sand,
In den Rasen, in die blauen, weissen,
Roten Beete; auf den grauen Rand
Der Fontäne, die schon schweigt. — Wie hell
Hinterm Laub des Hauses Mauern leuchten

In der Sonne. . . ! Wie der Herbst doch schweigt!
Wie es leise tropft und leise weht . . . !

Wie so leise doch der Atem geht
Unter aller bunten Schwere. Zögernd steigt,
Schwebt der späte, überreife Duft und Ruch
Aller Beete; welker Rasen; glührot rankt
Dunkelt, funkelt wilder Wein am Gitter noch
Bunten, starken Lichts vielfarbiger Schein
Blatt, und Rebe, die im Winde schwankt — —
Zwischen Gittern, über grünbewachsenem Gestein...

XXII. (Herbstwanderung.)

Ich gehe durch einen blauweiss umhangenen
Mattgoldenen Herbstmorgen.
Ich gehe durch eine helle taufrische Stille,
Da noch die feuchte Frühe auf den Strassen liegt,
Und verlasse die Stadt.
Ich gehe die lange, grauweisse Chaussee
Neben den hohen Pappeln;
Hin durch riesige Schatten, durch blanke Sonne
Und sehe das erste Bunt der Wälder weit hin.
Und sehe Stoppelfelder und gepflügte Felder
Ich sehe bunte Gärten mit weissen Villen,
Da ist das Glück der Ruhe und des Weltvergessens
hinter den Gittern,
Da sind noch reiche Düfte und vieles Blühn hinter
— — — — [Gittern. . .

O du bunter Herbst, o du weisser,
O du Tag, noch so mild im Licht —
Voll Tiefe und Glanz wie ein Gedicht —
Nur noch bunter und leiser . . . .
Ich will nur stehn und nichts mehr sagen,
Ich will mein Herz in dich versenken,
Du wirst mir die Fülle des Staunens schenken,
Die will ich fromm in den Augen tragen.

XXIII.

„Dies ist der Herbst“: wenn sich die Fülle in die nackte
Hinüber neigt. [Leere
Dies ist der Herbst: die bunte volle Schwere
Der Schönheit in den Parks und Gärten schweigt —

Dies ist die Totenstille der Erfüllung.
Im blauverhangnen Lande liegt ein Schein,
An weissen Wänden, an Veranden glüht der Wein,
In einen Garten tritt ein Mädchen ein
Und atmet kaum. —
Die Stille der Erfüllung

Liegt wie ein Rausch bunt, feierlich und schwer,
Gross wie ein Staunen überm Land, und matt
(Ganz ohne Laut) fällt Blatt auf Blatt
In Kies, in Sand, welkenden Rasen, der

Nicht mehr geschoren wird. — Herbstdüfte hauchen
Süss in die Luft; verschwimmen, schwinden, kehren
Zu dir zurück; und sind mit ihrer schweren
Dunkelnden Schönheit um dich. Alle Dinge tauchen

Sich in die weiche Flut des stillen Glanzes.
Dies ist der Herbst: Die Fülle steht und schweigt. —
In roter Abendsonne, die sich neigt,
Löst sich die Schwere dieses Tags leicht in das Schweben
[eines Mückentanzes.

XXIV.

Geöffnete Seele du: — Teich unter Bäumen,
Wie sich der Herbst tief in dich neigt —
Dich übertastet mit bunten Blättern und schweigt
Sich in Schlaf in den endlosen Räumen

Deiner Tiefe; deines Leuchtens. Denn in dir wohnen
Verschwiegene Sonnenflecke und Blau
Vom Himmel; und Stämme moosgrün und grau,
Und das goldene Gold breiter Kronen.

Ich will noch stumm stehn und mich spiegeln,
Vorm Abendzwielicht und schweigend sehn:
Wie rotbraune Blätter leis auf dich niederwehn

Und will gehn, [siegeln.
Wenn Gottes dunkle Hand kommt, deinen Glanz zu ver-

XXV.

Und diese übermächtige Pracht
Des Herbstes in den Gärten macht
Mich ratlos, fassungslos. Und schwer,
Fragend stehen alle Dinge um mich her,

Und stehn wie eine fremde Welt,
In die ein Traum mich hingestellt,
Darin ich hin und wieder gehe,
Die ich bestaune und nicht verstehe.

Zuweilen, wenn ein Duft hinschwebt,
Ein Blättlein sich im Winde hebt
Vom Wein, der an den Gittern rankt,
Sich löst und leise niederschwankt, —

Denk ich: Die fremde Stimme spricht:
„Du kamst herein und kennst mich nicht,
Du kannst durch meine Schönheit gehn,
Dich wundern und mich nicht verstehn?"

XXVI.

So steht der Turm empor aus dunkelm Grund

Hochauf, und rundher sind viel überwachsne Mauern:
Der Wald, das Buschwerk, schon vom Herbste bunt.

Wie nah die Stille steht, wie dicht,
Aus dunkeln Augen schaut des Turmes Trauern
In buntes und blaugoldnes Herbstmorgenlicht.

Hoch steht der Turm aus Laub und Moos empor —
Und ein Gerank, ganz bunt wie Gold und Glut,
Hängt nieder. Ueberwuchs das morsche Tor.

Unbändig glühe, schwere Farbenpracht,
Wie quellend Blut,
Umhüllt des Turmes Trauern dicht und lacht

Weithin, weittief, lacht, brennt und blüht,
Umglüht des einsam dunklen Turmes Stirn,
Umrauscht, belauscht sein Schweigen. Und verglüht:

Da tropfenweise seine Schönheit sinkt
Ganz langsam Blatt zu Blatt —
Und eine Stimme, die im Wind verklingt
Und im Gerank — — ist wie ein Lied, das man ver-
[gessen hat.

XXVII.

Stilles Wasser im Park langhin; wie tot. [sich tief.
Blauer Himmel und goldene Herbstkronen spiegeln
Wirre Zweige, schon dunkel, kahl, grau,
Tasten sich nieder.

Hinter Stämmen steht gross das Abendrot. —
Eine Stimme, die schlief,
Wacht auf und singt fernher Lieder
In den Abend. Schon fällt der Tau.

Nun sind alle Dinge im Wasser zu Haus:
Alle Bäume, alle Gräser, aller Abendschein,
Alles hängt ins Unendliche hinein —
Und lischt aus.

Alles wird grau.
Der Tag schliesst die Lider.
Von blinden Zweigen tröpfelt noch Tau
Grausilbern ins tote Wasser nieder.

XXVIII.

Dann stiess in einer letzten Nacht
Der Sturm das letzte Goldlaub von den Bäumen —
Und ging ein schöner Morgen, klar wie Glas
Mit Herbstgeruch und lichter Sonne auf
Ueber dem Wald. — Der stand sehr hoch

Und dunkel, nackt und schweigend da
Wie einer, der sein Werk verraten sieht, —
Wie einer der darüber schweigt und sich verschliesst.
Nackt stand er da und ohne falsche Scham in Sonne:
Was geht's mich an, denn meine Schönheit war —
Und da erkannt ich ihn und musste ihn so lieben
Wie nie zuvor.

XXIX.

(Spätherbst.)

So ging ich oft die Gartenwege schon,
Die sich nach langer Trennung schön verbinden,
Sich wieder trennen und sich wieder finden,
Oder im dichten, bunten Laub des Parks verschwinden.

So ging ich oft. Und diesen Sause-Ton
Der hohen Tannen an der Gartenmauer
Weiss ich — — wie lange schon? — wie meine Trauer,
Die ich aus meiner Kindheit mit mir nahm,
Wie meine Einsamkeit, wie meine Scham
Vorm Blick der Welt!
An diesem Stamm
Hab ich gelehnt, eh mir das Horchen kam —
Es ist so süss und heilig, nichts zu wissen
Und ganz in Gott und allem zu verfliessen —.

Novembernebel tröpfelt nass und kalt
Durch stille Luft. Aber dem hohen Ton

Der Tannen hör ich zu. Und lange schon.
Im dunklen Efeu an der Gartenmauer
Tropft, tropft es raschelnd, fröstelnd, kalt —
Wie unsichtbares Weinen tropft durch meine Trauer.

XXX. (Das Weihnachtslied.)

Dass die Erfüllung selber sich vollende
Sehnt immer noch die Menschheit. — —
Da Du kamst und gingst,
Stand doch die Welt nicht horchend atemlos —
Sonst wär das Paradies; und wär nie mehr ver-
— — — — [gangen.
Es muss wohl Sehnsucht sein, dass man das süsse
Heimfinden fühle, und wohl: Schuld,
Dass man Befreiung fühle —
Und immer wieder kommen Nächte
Des Horchens mir. Nächte
Des Wartens. Und Nächte
Des Wanderns in der Finsternis.
Nun sitz ich, steh ich, wartend. Wach und leise. —

Es kommt,
Es geht auf leisen Kinderfüssen übers Meer,
Es steigt die Sprossen weisser Himmelsleiter
Abwärts; geht so leise,

Als wie in Socken, steinerne Strassen
Der Stadt. Es kommt,
(Das, was wir alle ersehnen)
Das kleine, zarte, hilflose . . . .
Und was gefangen sass . . . . Wie Atmen gehts
Und unbekanntes, weltfremdes Wandern
Durch die Nacht – —
Und trat herein. Und sieh: es war nur Schein
Der Winternacht: vom Mond und Sternen weit,
Es trat herein; das leise. Und ich lächelte.

— — — —

Als Kind sah ich oft so den Schein
Des Himmels durch das Kammerfenster —
Wir tragen doch tiefinnen noch das Kind in uns
Und leises Lallen; Stammeln des Unsagbaren;
Und haben immer noch den grossen Blick,
Die grosse Gebärde und das Gottesauge.

— — — —

Die Weih-Nacht wölbt sich gross, blaugolden
Wie die Erfüllung eines gross gewölbten
Endlosen Himmelssaals,
Da alle, alle stehn im Glanz
Der Lichter. – Alle Menschen singen . . . .

— — — —

Das Singen aber ist das leise Fliessen

Der Seele; Offenbarung.
Und was im Wort errötet,
Schlug um sich rauschend einen Mantel und sang sich. —
So ist das Singen überm Irdischen
Und ohne Scham, wie tiefverborgner Quell.

— — — —

Die Weih-Nacht wölbt sich. — Doch im Engen:
Im Duft der Tannen, Kerzen und der Stimmen
Brach auf in mir das grosse, volle Herz
Und überflutete die ganze Welt mit seinem Blut,
Mit Wehmut, Glück, verkanntem Sehnen —
Wie Hertha süss singt unterm Weihnachtsbaum
Und lächelt.
Aus mir spricht immer noch das Kind: schamvoller Blick,
Erwartung, Wissen auch von Anbeginn
Und heisses Wollen, Angst und glänzende Freude.
Aber mich fror. Herr Jesus wandert noch
Als Bettler durch die Ewigkeit und lächelt still.
Er ging vorbei wie Duft und Ton —
Seid still ihr Frommen all. Ihr Kinder seid
Wohl noch am stillsten, wenn das Wort Ihn nennt.

— — — —

Und dann ging Jesus heim.
Und fand die Mutter in der Weihe-Nacht
Bei Sternen in der Wüste sitzen, warten,

Gross, golden, lächelnd. Und er kam
Und legte wortlos sich in ihren Schoos.

— — — —

So gross ist keine Seele, dass die Mutter
Nicht grösser wär; und weiter dehne ihre weiche Hülle
Dem Heimatlosen; dass er komme, ruhe. —
— Singt, Kinder, fromm das Weihnachtslied.
Herr Jesus ist daheim und schläft im Schoos der Mutter.

XXXI.

(Das andere Weihnachtslied.)

Jetzt geht ein Wandrer wohl im weissen Schnee —
Singt ihr und übersingt die ganze Welt,
Ihr Kinder singt und übersingt das Weh
Der ganzen Welt.

Es bleibt so vieles heut noch unerfüllt,
Es ist wohl Weisheit not,
Dass sie den Becher aller Armut füllt,
Dass sie die Nacktheit der Enttäuschung hüllt —
Weisheit ist not.

Der Suchenden und Sorgenden sind viel
Auch diese süsse Nacht.
So singt das süsse Lied vom letzten Ziel,
So singt vom Stern, der aus den Himmeln fiel, —

Singt von der Tür, die aufgemacht,
Die aller Heimkehr, Armut, Innbrunst offen steht,
Das weise Lied, ihr Frohen, singt:
Dem Wandernden, der einsam geht und geht
Im weissen Schnee; dem Weinen, das verweht
Aus vielen Munden. Ueber die Welt hin singt,
Bis alle Welt weiss, dass ein Hauch hergeht,
Der hinter Sternen fernher Gott vom Munde dringt.

XXXII. (Schnee).

Also leise kommt das Weiche,
Sanfte, Stille in die Welt, —
Unhörbar das Gütge, Bleiche,
Das dir zu die Ohren hält;

Kommt die blasse Abendstunde,
Kommt ein Fallen o so dicht,
Schliesst stumm jede Tageswunde,
Fällt und fällt und redet nicht . . .

Alles Laute wird zum Lallen,
Alles Lallen schlummert ein,
Unterm grossen, dichten Fallen
Wird dein Herz ganz still und klein...

Lautlos ist dein Gehn und Gleiten
Durch das blasse, weite Feld — —
Wie durch sanft entschwundne Zeiten,
Wie durch eine ganz versunkne, sagenhafte weisse Welt...

Wilhelm Janecke gewidmet.

Denn was wär unsre Sehnsucht, wär sie nicht
Schmerzende Not des Wachstums — — Saft in Rinden,
Der in den obern Blättern will ans Licht — —
Tastendes Fühlen in der Finsternis will finden —.

Und findet nicht . . . und hat sich nur vollbracht —!
Und hat ein neues Tasten, Suchen nur geboren . . .
So ist ein Schreiten in uns — aus der Nacht in Nacht —
Aus tausend Toren weiter durch tausend Tore —

Das letzte suchend —: den befreiten Blick
Ins schrankenlose Licht; in alle Helle; —
Wie eines Baums sanft steigende Welle
Durch dunkle Rinden sucht — empor, dass sie
In Blätteraugen ihre Kraft versprüh —

Denn was wär unsre Sehnsucht, wär sie nicht
Die Wahrheit unsres Seins — der Widerspruch

Der Tage-Gegenwart — und das Gericht
Der Müdigkeit (die sagen will: genug!)

Wär sie nicht Wort und Rauschen, Kraft aus innen,
Meer, Wind der Nacht. . . . Und wär nicht ein
Wissen in ihr und eine dunkle Stimme:
„Die Sehnsucht will — — und also muss es sein. . ."

Ernst Hering gewidmet.

Und unser Leben ist noch nicht vollendet —:
Dass uns Vollendung vorbehalten sei,
Und tiefer Schlaf, traumloser Schlaf, am Ende
Wenn wir des Lebens, wir des Wachsens frei.

Geworden sind. . . . Es ist ein leises,
Und scheues Denken in uns, das der Traum
Der gegenwärtge, liebt, der wirr und weise
Uns sagt, dass in der Seele Raum

Ist für weltweite Möglichkeiten
Des Lebens, Wissens; und der grossen Blicke
Ueber das Leben hin, und aus den Zeiten
Bis in die Nächte aller Un-geschicke. . . .

Mit allem Leben geht ein tief versenktes,
Ein Wissen unter Zeit, ausser der Zeit,
Ein aller Seele dunkles Gottgeschenktes
Ahnen zu Grund, das, aller Not befreit,

In ewgen Nächten lebt, und weise, klar
Dunkle Allwissenheit im Auge trägt,
Für jede Stimme, die da leise frägt —;

Mit allem Leben geht im Grunde
Ein tiefes Rauschen durch die Stunde:
„Das Ahnen weiss — — und also ist es wahr — —."

SCHLAFLIED.

Meiner Frau Julie.

Ich will winken mit der Hand,
Dir nach bis ins Dunkel, bis in deinen Traum,
Will am Bett stehn (wenn du lächelst) wie an Abgrunds Rand —
Leise, leise, lass dich los — wie du sinkst, das weisst [du kaum.

Mach die Augen zu, die sind müd — schlaf ein, ich [steh noch immer
Neben dir und lächle; lass dich los und schlafe ein.
Wie du sinkst, versinkst, nimm einen Schimmer
Licht, ein Häuflein Wort mit dir in dein

Ganz Versenkt-sein — wann du ruhst bei dir zu Grund,
Einsam an der Quelle liegst, und trinkt dein Mund

Deine Einsamkeit, deiner Nächte Weh und Wissen,
Drin du lebst . . . Ruh aus, versink, schlaf ein.
Alles Zweigeteiltsein
Lieg beisammen tief im Grund, wenn du nun schläfst,
Wenn du deinen Leib leise atmend hebst und senkst,
Wenn ich steh mit aufgehobner Hand
An deinem Bett wie an des Abgrunds Rand.

Der Abend sieht mich traurig an
Wie tausend Greise, deren Blick
Die Welt nicht mehr erkennen kann:
Sterbendes Licht geht über Feld
Ein Glühen noch in Fensterscheiben,
Und fragt ins Dunkel: „Wo ist Bleiben?
Es nimmt mir aus der Hand mein Glück,
Es nimmt mir aus dem Blick die Welt —“

— — — —

Ich stand vor Abend wohl am Meer.
Das Ungemessne vor mir messend,

Ich ging im Abendlicht so schwer
Ueber das Feld mich selbst vergessend;

Ich sass vor Abend noch im Land
Als Kind allein, und träumend spielte
Die Hand — — Ich trat im Abendrot
Aus dunklem Wald in letzte Helle —

Ich fuhr auf roter Abendwelle
Strandwärts allein im weissen Boot
Und kam an Land vor Nacht — —. Ich ging
In Liebe, lächelnd, goldne Wege,
Da schimmerte ein goldner Ring
An meiner Hand im letzten Licht — —

* * *

Vorm Heimathause sass ich auch
Allein — nach später Wiederkehr,
Wie wartend und ich wusste nicht
Das alte Glück, die Liebe mehr,
Und kräuselnd stieg der Abend-Rauch
Auf allen Dächern grau und träge — —

*

Ich ging allein durch Heidesand
Bei frühem Winterabendrot —

Ich träumte: „— eine weisse Hand;
Auf weissem Linnen Abendbrot — —!“

Ich ging im Tau durch Ried und Moor
Ich sah die Birken schön erröten
Vom Licht — Auf einer Bank vorm Tor
Horchte ich in das Abendflöten — —

* * *

Ich denke aller Meeresweiten,
Mir ist, ich hielte in der Hand
Das ganze Leben wie den Sand,
Der leise durch die Finger rinnt. —

Als hielte ich in meinem Blick
Umspannt alle gewesnen Zeiten —

Und liesse alle mir entgleiten . . . .

* * *

Kein Glühen nun mehr aus den Scheiben
Fragt in das Dunkel: „Wo ist Bleiben?
Es nimmt mir aus der Hand mein Glück,
Es nimmt mir aus dem Blick die Welt —“

Was blieb, ist nur ein kühles Wehen —
Die Seele schwankt, gleitet und fällt,

Sie schwebt auf Fittichen — sie hält
Den Atem — —. Ich will schlafen gehen...

O dunkle Schwermut alles lichten Lebens —
— — — —
O singende Heiterkeit blühender Nacht —
— — — —
O Seligkeit trunkenen Gleitens, Schwebens —
— — — —
O Ruf des Grausens aus grundlosem Schacht —

Märchen:

Verena zur Linde: Märchen für Kinder und Haus. In Leinen gebd. . . Mk. 2,50

Autobiographische Prosa:

Filo Schwerdt: Der Schulmeister von Schöbendorf . . . . Mk. 2,25

Julie Kruse: „Julchen", ein Buch vom kleinen Leben . . . . Mk. 2,25

Max Päpke: Studentenjahre. — In Vorbereitung.

Philosophie und Aesthetik:

Otto zur Linde: Die Kugel, eine Philosophie in Versen, echt Bütten . . . Mk. 2,—

Otto zur Linde: Arno Holz und der Charon. Versuch einer Einführung in das tiefere Verständnis vom Wesen des Charon. — Anfänge einer Psychologie der Dichtkunst. — Von der Einstellung des Lesers. Von der Anmassung und allgemeinen Schädlichkeit der „Theorie," und wie die Theorie unschädlich gemacht werden kann und doch Theorie bleiben kann . . . . Mk. 1,20

Rudolf Paulsen: Essays. — In Vorbereitung.

Druck von Robert Schumann, Cöthen-Anh.